

Zeitschrift: Neujahrsblatt / Gesellschaft für das Gute und Gemeinnützige Basel
Herausgeber: Gesellschaft für das Gute und Gemeinnützige Basel
Band: 149 (1971)

Artikel: Bürgerliches Waisenhaus Basel in der Kartause : 1669-1969
Autor: Asal, Walter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1006849>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

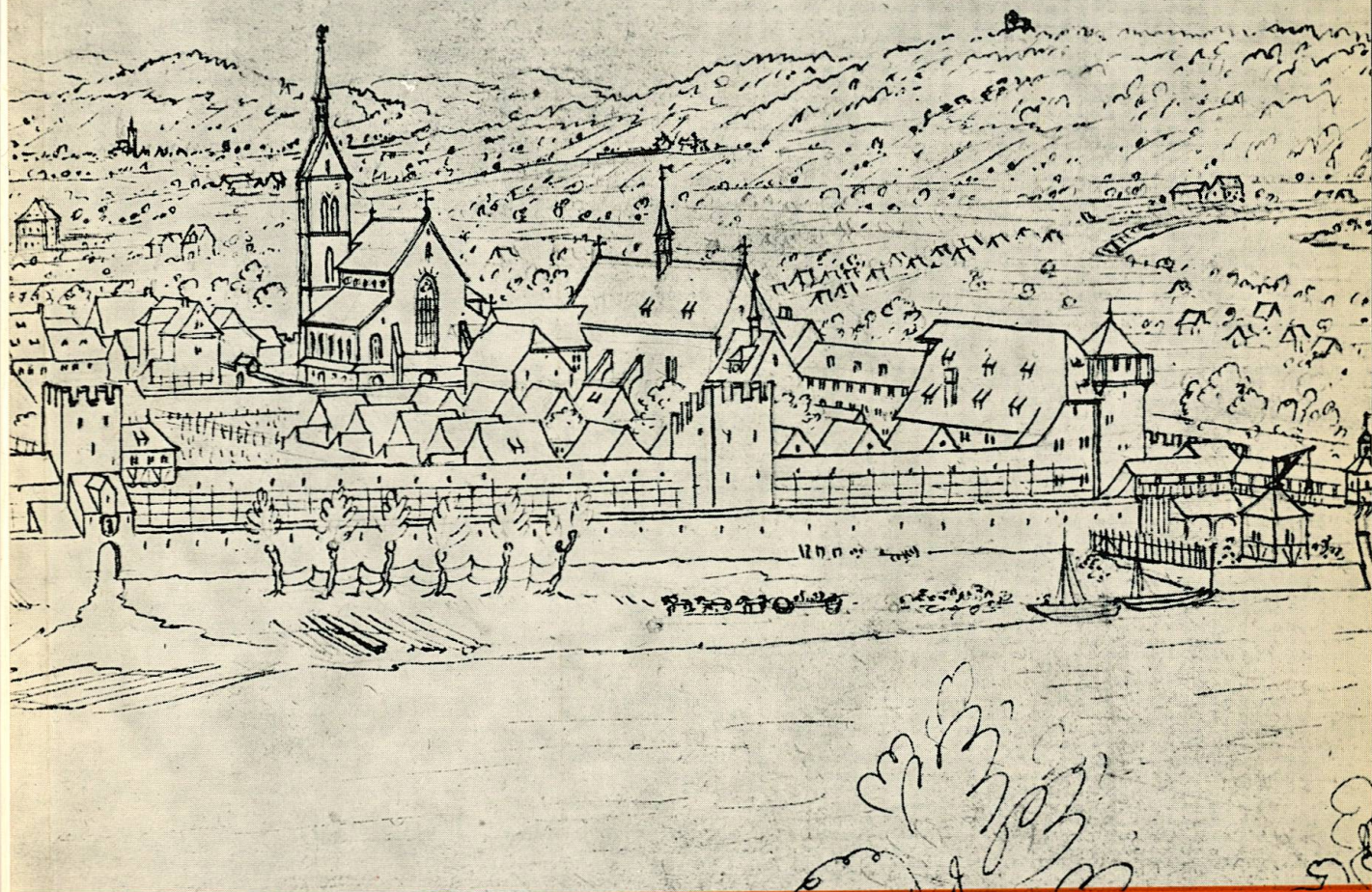
Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

EM 47

149.

Walter Asal



Bürgerliches
Waisenhaus
Basel
in der
Kartause
1669—1969

150 Jahre Basler Neujahrsblatt

Walter Asal

Bürgerliches Waisenhaus Basel in der Kartause, 1669-1969



Bürgerliches Waisenhaus Basel in der Kartause, 1669–1969

von Walter Asal

mit 29 Abbildungen,
Historischem Anhang und
Kunsthistorischer Beilage



EM 47

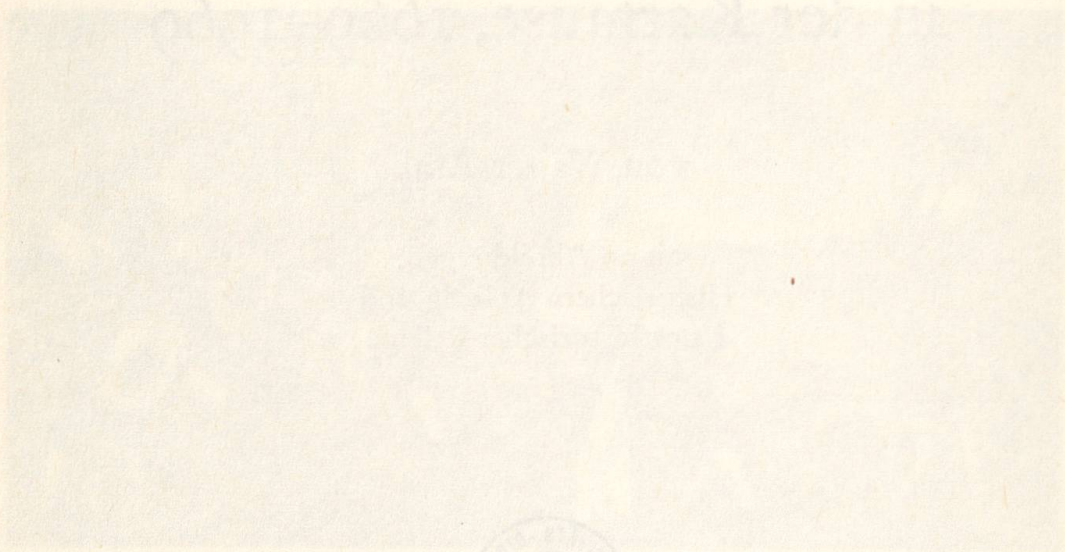
149. Neujahrsblatt
Herausgegeben von der Gesellschaft
für das Gute und Gemeinnützige
(begründet 1821)

In Kommission bei Helbing & Lichtenhahn, Basel 1971

* 70

KATALOG

Bürgerliches Wissenschafts Basel



Herausgegeben von der Gesellschaft
für die Gute und Gemeinnützige
(gegründet 1821)

© Copyright 1971 by Helbing & Lichtenhahn, Verlag, Basel

Druck: Boehm & Co., Basel

Clichés: Cliché Steiner & Co., Basel

Inhaltsverzeichnis

Verzeichnis der Abbildungen und Photonachweis	4
150 Jahre Basler Neujahrsblatt von <i>Hans Lanz</i>	5
Bürgerliches Waisenhaus Basel in der Kartause, 1669–1969,	
von <i>Walter Asal</i>	9
Einleitung	9
Die Waisenfürsorge vor der Gründung des Waisenhauses	9
Die Gründung des Waisenhauses	10 X
Das Waisenhaus im 18. Jahrhundert	17
Das Bürgerliche Waisenhaus in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts	26
Das Bürgerliche Waisenhaus in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts	33
Die Entwicklung des Waisenhauses im 20. Jahrhundert	40 X
Vom Wandel der Aufgabe während 300 Jahren (Zusammenfassung)	54 X
Das Bürgerliche Waisenhaus im Jahre 1969	55
Zusammenstellung wichtiger Daten	60 X
Verzeichnis der Waisenväter	62
Historischer Anhang – Ausschnitte aus <i>Rudolf Wackernagels</i>	
«Geschichte der Stadt Basel», zusammengestellt von <i>Andreas Moppert</i>	65
Kleinbasel	67
Konzil	69
Klerus	79
Klöster	82
Klosterbauten	90
Kultus – Caritas – Opfer	96
Kirchenreform – Gründung und Entwicklung der Kartause	98
Kunsthistorische Beilage – Kartause – Das Bürgerliche Waisenhaus in Basel, Schweizerische Kunstführer, herausgegeben von der Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte, von <i>Ernst Murbach</i>	

Verzeichnis der Abbildungen

- Umschlag* Die Basler Kartause von der Pfalz aus gesehen, Federzeichnung von Emanuel Büchel; Staatsarchiv Basel.
- Bild 1* Trommelnde Waisenbuben, Öl auf Leinwand, von Jean Jacques Lüscher, 1911; Öffentliche Kunstsammlung Basel.
- Bild 2* Antistes *Lukas Gernler* (1625–1675), Professor der Theologie, Öl auf Holz, von Johann Rudolf Werenfels; Historisches Museum Basel.
- Bild 3* Selbstbildnis des Pastetenbecks und späteren Zeichners *Emanuel Büchel* (1705–1775), Aquarell; Universitätsbibliothek Basel.
- Bild 4* Ratsschreiber *Isaak Iselin* (1728–1782), Gründer der GGG 1777, Aquatintaradierung von Johann Jakob von Mechel; Universitätsbibliothek Basel.
- Bild 5* Waisenpfarrer *Johann Jakob Spreng* (1699–1768), erster Professor der deutschen Sprache an der Universität Basel und Begründer der Basler Mundartforschung, Aquarell; Historisches Museum Basel, Kirschgarten.
- Bild 6* Unbekannter Basler Waisenknabe der Spätbiedermeierzeit, Öl auf Leinwand, vermutlich von Sebastian Gutzwiller; Historisches Museum Basel.
- Bild 7* Waisenvater Pfr. *Friedrich Lichtenbahn* (1806–1866), Photographie, um 1860; Bürgerliches Waisenhaus Basel.
- Bild 8–9* Basler Waisenkinder beim Spielen im Hof der Kartause, Photographie, um 1860; Bürgerliches Waisenhaus Basel.
- Bild 10* Waisenvater Dr. h. c. *Johann Jakob Schäublin* (1822–1901), Druck des Art. Inst. Orell Füßli in Zürich, nach Radierung; Bürgerliches Waisenhaus Basel.
- Bild 11* Titelblatt der Erstausgabe von *Schäublins* bekanntem Basler Singbuch; Universitätsbibliothek Basel.
- Bild 12* Waisenvater *Hugo Bein* (1886–1958), Photographie; Bürgerliches Waisenhaus Basel.
- Bild 13* Waisenvater *Arnold Schneider* (geb. 1920), Photographie; Bürgerliches Waisenhaus Basel.
- Bild 14* Blick auf das Bürgerliche Waisenhaus Basel im Jahre 1970, Photographie von der Pfalz aus gesehen.
- Bild 15* Blick in den Hof des Bürgerlichen Waisenhauses Basel im Jahre 1969, Photographie.
- Bild 16–29* Blick ins Leben des Bürgerlichen Waisenhauses Basel, Photoreportage 1969.

Photonachweis

Bürgerliches Waisenhaus Basel, A. Schmid (14)
 Historisches Museum Basel (2, 5, 6)
 Öffentliche Kunstsammlung Basel (1)
 Staatsarchiv Basel (Umschlag)
 Universitätsbibliothek Basel (3, 4, 11)
 Photo H. Bertolf, Basel (13)
 Photo J. Höflinger, Basel (7, 8, 9)
 Photo Clichés Steiner & Co., Basel (10)
 Photo Margaret Wunsch, Basel (15–29)

150 Jahre Basler Neujahrsblatt

1971 feiert das Neujahrsblatt, als Institution der Gesellschaft für das Gute und Gemeinnützige, sein 150. Jubiläum und darf mit Stolz auf eine beachtliche Leistung im Bereich des baslerischen Geisteslebens zurückblicken. Geschaffen zur Belehrung der Jugend Basels ist es bald zu einer von jung und alt gleichermaßen beliebten und begehrten Publikationsreihe geworden, mit oft hervorragenden Darstellungen der Stadtgeschichte oder einzelner Persönlichkeiten.

Zu den geistigen Vätern des Basler Neujahrsblattes gehört ohne Zweifel einer seiner ersten Autoren, Rudolf Hanhart, der als Rektor des Gymnasiums und Jünger Pestalozzis einer der bedeutendsten Erzieher unserer Stadt im 19. Jahrhundert war. Der aus der Ostschweiz stammende Schulmann mochte die Anregung von Zürich mitgebracht haben, wo die «Gesellschaft auf dem Musiksaal» bereits 1685 ein Neujahrsstück herausgab, das jeweils am Berchtoldstag zur Verteilung kam. Noch heute lebt in dieser und andern Gesellschaften der Brauch der «Stubehitzete». Alljährlich am 2. Januar holen Zünfter, deren Söhne und ein weiter Kreis von Interessenten die Neujahrsblätter auf den verschiedenen Gesellschaftsstuben, die mit dem Erlös geheizt und wo Malaga und Zürcher Leckerli dargereicht werden. Es will uns eigentlich wundern, daß nicht bereits Isaac Iselin durch seine neuhelvetischen Freundschaften zu Schinznach oder Peter Vischer-Passavant, der Mitbegründer hiesiger Künstlergesellschaft, durch seinen Zürcher Schwager, den Schriftsteller David Heß, zu einem Basler Neujahrsblatt angeregt wurden.

Nr. 1 (1821) der Basler Serie ist in ehrender Weise dem Schöpfer der GGG, Isaac Iselin, gewidmet. Bereits für die ersten Jahrgänge konnten als Autoren bekannte Persönlichkeiten wie der Kirchenhistoriker Karl Rudolf Hagenbach oder der Obersthelfer Abel Burckhardt gewonnen werden. Nur eine Zäsur ist in der ganzen Reihe zu vermerken: die schicksalsschweren Ereignisse der Jahre 1833/34 haben auch hier hemmend gewirkt, so daß kein Neujahrsblatt erscheinen konnte. Wie die älteren Zürcher Neujahrsblätter, zählt auch dasjenige für Basels Jugend in seinen ersten Jahrgängen zu den bibliophilen Kostbarkeiten, finden sich doch darin Inkunabeln der Lithographie, welche auf Entwürfe bekannter Künstler wie Marquard Woher, Hieronymus Heß u.a.m. zurückgehen.

Seit 1843 behandeln die Themen der Neujahrsblätter die Geschichte Basels von den ältesten Zeiten bis zur Einführung der Reformation. Von 1869 an finden sich aber auch Darstellungen der Geschichte des 19. Jahrhunderts, unter welchen jene aus der Feder von August Bernoulli noch heute zum besten gehören, was beispielsweise über die dreißiger Wirren

publiziert wurde. Schon vor dem Zweiten Weltkrieg wurden mehr und mehr Aufsätze mit kultur- oder kunsthistorischem Inhalt aufgenommen, wir erinnern etwa an die Geschichte der ehemaligen Stadtbefestigungen. Dadurch konnte eine gewisse Abwechslung erzielt und ein weiteres Publikum angesprochen werden. Ferner riefen das gesteigerte Interesse für die Welt des Sichtbaren und die neuen technischen Möglichkeiten zu reicherer Weiterbildung.

So bietet heute das Neujahrsblatt eine einzigartige Möglichkeit, ein umfangreicheres baslerisches Thema, zwar wissenschaftlich wohl fundiert, aber leicht faßlich und unbelastet von einem kritischen Apparat darzulegen. Es vermag, wie das seine letzte Nr. 148 «75 Jahre Basler Verkehrsbetriebe» deutlich zeigte, ein aktuelles Bedürfnis der Bevölkerung innerhalb und außerhalb der Stadt zu befriedigen. Das Neujahrsblatt war bereits im Januar vergriffen, so daß die Basler Schulen nicht wie üblich mit genügend Freixemplaren berücksichtigt werden konnten. Wenn schließlich das Neujahrsblatt als preisgünstiges Geschenk auf manchem Basler Weihnachtstisch zu finden ist, so hilft es vor allem Neubürgern, Zugang zu baslerischer Kultur zu finden und mit dem Wesen der Stadt und ihrer alteingesessenen Bewohner vertraut zu werden.

Das Jubiläum des hundertfünfzigjährigen Bestehens dieser gemeinnützigen Institution des Neujahrsblattes hätte nicht würdiger begangen werden können, als mit der Herausgabe einer Jubiläumsschrift für eine andere gemeinnützige Institution unserer Stadt. Im Jahre 1969 waren es dreihundert Jahre, seit das Basler Waisenhaus in der ehemaligen Kartause im Kleinbasel untergebracht worden war. In verdienstvoller Weise hat sich nun der derzeitige Waisenvater, Dr. Walter Asal, der nicht leichten Aufgabe unterzogen, die Entwicklung der Waisenfürsorge in Basel bis in unsere Tage aufzuzeichnen. Dies konnte nicht ganz losgelöst von der Geschichte Kleinbasels und der Kartause selbst geschehen, sollte aber keineswegs die früheren Neujahrsblätter (Nrn. 16, 51 und 113) konkurrenzieren. So schien es sinnvoll, den Klassiker der Basler Geschichtsschreibung, Rudolf Wackernagel, mit Ausschnitten aus seiner «Geschichte der Stadt Basel» zu Worte kommen zu lassen (Bd. 1, S. 188–513; Bd. 2, II, S. 621–847). Die vortreffliche Auswahl der Textstellen, mit freier Einfügung von Untertiteln, besorgte Dr. Andreas Moppert, a. Präsident der Inspektion des Bürgerlichen Waisenhauses, nach freundlicher Genehmigung durch den Verlag Helbing und Lichtenhahn. Als künstlerische Beilage stellte das Waisenhaus den von Dr. Ernst Murbach verfaßten Kunstführer durch die Kartause zur Verfügung (herausgegeben von der Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte, 1969), und nicht zuletzt erhöhte der Vorstand der GGG seinen

Beitrag an die Druckkosten, um eine attraktivere Gestaltung dieser Jubiläumsnummer zu ermöglichen. Mit dem Dank für all diese großzügigen Gesten verbindet sich der Wunsch, das vorliegende Neujahrsblatt Nr. 149 möge zum ferneren Wohl der Basler Waisen und ihrer Betreuer beitragen!

Dr. Hans Lanz,
Präsident der Kommission zum Neujahrsblatt

Bürgerliches Waisenhaus Basel in der Kartause 1669–1969

Einleitung

Ziel der folgenden Untersuchung ist es, die erzieherischen Aspekte in der Entwicklung unseres Bürgerlichen Waisenhauses zu schildern, und zwar vom Jahre seiner Gründung an bis in unsere Tage hinein. Damit soll die innere Abhängigkeit der Erziehungskonzeption in unserem Waisenhaus von den jeweilig herrschenden Zeitströmungen und im besonderen von den jeweils geltenden Erziehungsideen aufgezeigt werden. Nur aus den wechselnden Zeitbedingungen läßt sich ihr stetiger Wandel erklären. In diesen weiteren geschichtlichen Rahmen sind, in einer knappen Übersicht, die maßgeblichen Daten unseres Hauses hineingestellt.

Dieser Versuch verfolgt den Zweck, die Funktion der Erziehungsstätte in unserem Stadtstaate während der vergangenen dreihundert Jahre deutlich zu machen.

Hinweise auf die geistige und pädagogische Situation im 16./17. Jahrhundert

War das Mittelalter im ganzen einem außerpersönlichen, dogmatisch-absoluten Denken verpflichtet, so brachte die Zeit vom 14. bis zum beginnenden 16. Jahrhundert eine energische Wendung hin zur «Entdeckung des Individuums», zu einem mensch- und weltbezogenen Denken. Die Reformation nahm den Individualgedanken der Humanisten auf und schuf einen neuen Kirchenbegriff, der sich aus der bisherigen kirchlichen Tradition herauslöste. Die Entdeckungsfahrten, die Erfindungen (z.B. Fernrohr und Mikroskop), der Aufschwung der exakten Wissenschaften, die neuen Erkenntnisse der Astronomie – all das setzte ein realistisches, wirklichkeitsnahes Denken frei. Aus diesem Wandel des Denkens erklären sich gewiß auch die damaligen Bestrebungen der menschlichen Gesellschaft, das Los armer und bedrängter Kinder durch eine systematischere Fürsorge zu mildern. Nicht zufällig begann man gerade jetzt, sich darüber Gedanken zu machen.

Solche Vorhaben wurzelten nicht zuletzt in der von großen Denkern (René Descartes 1596–1650, Baruch Spinoza 1632–1677) postulierten neuen Weltanschauung. Descartes, ein hervorragender Mathematiker, Physiker und Philosoph, der alles Überkommene grundsätzlich in Frage stellte, fand im Bewußtsein seiner Denkkraft (cogito, ergo sum) eine neue, sichere Grundlage, auf der er seine Gedankenwelt aufbaute.

Die Waisenfürsorge vor der Gründung des Waisenhauses

Die Entstehung einer organisierten Fürsorge für Waisenkinder fiel zeitlich ungefähr mit dem Aufkommen der Zünfte zusammen. Der Rat wählte

schon im 15. Jahrhundert die sogenannten «Waisenherren»; ihnen oblag die Leitung der Waisenfürsorge. Die Zünfte bestellten den Waisenkindern Vormünder, die den «Commissarii am Waisenamt» im Beisein von Verwandten Rechenschaft ablegen mußten. 1539 stellte der Rat fest: «Demnach die Sorg der Witwen und Waisen und Armen, so den Waisenherren befohlen, nicht die kleinist Ehehaft (d.h. Menschenpflicht) der Stadt Basel ist, daß dann umb Willen solich am flissig und trüwlich versehen (werde), jeder Zyt in diesem Amt der Waisenherren ein Rathschreiber sein solle». Vollwaisen wurden zu dieser Zeit an Pflegeplätze außerhalb der Stadt gebracht, für ein Kostgeld, das allenfalls vom Rat bestritten wurde. Manchmal wurden die hilflosen Kinder von den Waisenherren ins «tägliche Almosen aufgenommen» oder «ans Brot geschickt», d.h. sie wurden täglich mit «Mueß» und Brot versehen. Waisen, deren sich sonst niemand annahm, besonders Kleinkinder und verwahrloste Kinder, wurden im großen Spital auf den Schwellen «zur Correction» untergebracht. Dort war eine sogenannte «Kindsmutter» angestellt, der die Besorgung dieser Kinder übertragen war. So war wenigstens einigermaßen für die leiblichen Bedürfnisse gesorgt; erzieherische Maßnahmen jedoch fehlten fast ganz. Dem Ratsprotokoll aus dem Jahre 1624 ist zu entnehmen, daß Herr Büchel damals dem Rate erklärte, er könne Onophrion Lützelmanns unerzogene Kinder nicht mehr behalten. Der Rat wies darauf das Waisenamt an, «nach einem schon längst zwischen dem Spital und dem großen Almosen gemachten Vergleiche diese Kinder mit Notdurft zu besorgen». Fähigen armen Waisen zu einem Berufe zu verhelfen, machten sich die Zünfte zur Ehre und Pflicht. Vom Rate erhielten sie etwa einen Beitrag an die Lehrkosten, gelegentlich auch von den Collectherren, denen die Armenherberge unterstand. So wurde im Jahre 1660 eine arme Witwe, die den Rat um einen Beitrag an die Ausbildungskosten ihres Sohnes gebeten hatte, an die Zünfte zum Schlüssel, zu Safran und an die Collectherren verwiesen. Die Waisenfürsorge der Zünfte und der Stadtbehörden erstreckte sich ausschließlich auf arme Kinder. In den anderen Fällen hatte die Familie für die Versorgung aufzukommen.

Die Gründung des Waisenhauses

Die bis dahin praktizierte Waisenfürsorge erwies sich mit der Zeit als ungenügend. An den privaten Pflegeplätzen begnügten sich die Familien damit, für das leibliche Wohl der Kinder zu sorgen, wobei sie sich oft nur auf das Notwendigste beschränkten. Die Aufgabe, die jungen Menschen für Leben und Arbeit zu erziehen, wurde kaum erkannt. Auf den Straßen konnten viele herumlungende und bettelnde Kinder angetroffen werden.

Die soziale Not wuchs ganz allgemein noch durch die Folgen des Dreißigjährigen Krieges. Dieser hatte zwar unsere Stadt nicht in seinen kriegesischen Strudel hineingezogen, aber doch die Bande der Zucht gelockert. Schließlich wurden einige sozial denkende Männer, unter ihnen auch der Antistes (Oberpfarrer) des Münsters, *Dr. Lukas Gernler*, auf diese Übelstände aufmerksam. Am 7. Dezember 1659 diskutierte man im Rat über ein liederliches Mädchen von elf Jahren und beschloß, es für einige Zeit zur «Correction» im Spital unterzubringen. Bei dieser Gelegenheit kam auch die Erstellung eines Zucht- und Waisenhauses zur Sprache. Man setzte eine Kommission von fünf Mitgliedern ein, die zusammen mit Gernler den Auftrag erhielten:

«an eine Versorgung der armen Waisen, Besserung junger Müßiggänger und Taugenichtse in einem besonders zu diesem Zwecke zu errichtenden Hause zu denken.»

Die Kommission studierte das Problem gründlich, forderte Berichte von dem 1635 in Zürich gegründeten Waisenhaus ein und besuchte das bernische Zucht- und Waisenhaus «Zurlauben». Der Rat der Dreizehn beauftragte hierauf die gleiche Kommission, unter Zuzug weiterer Experten, damit, «einen schicklichen Ort in der Stadt zur Anlegung einer solchen Anstalt ausfindig zu machen, dabey aber sich vorzusehen, daß dieses Unternehmen nicht zu viele Unkosten verursache und Sorge zu tragen, daß durch die Errichtung des Hauses keinem Handwerk Eintrag geschehe». Das Gutachten traf bereits 1661 ein; zunächst aber geschah noch nichts. Als etwas später der Rat sich mit der Frage auseinanderzusetzen hatte, «was mit einem ungeratenen zwölfjährigen Buben anzufangen sei», und als man beschloß, «daß er in den Spital getan und an eine Kette, an der ein Block oder eine Kugel angebracht war, angeschlossen und zum Wollenstreichen angehalten werden sollte», da wurde man sich der Notwendigkeit eines Zucht- und Waisenhauses erneut bewußt. Es erfolgte die Mahnung, «um Gottes Ehren willen das Zuchthaus zu befördern und einen Anfang mit etwas Wenigen zu machen».

Am 13. März 1667 genehmigte der Rat die Vorschläge einer Spezialkommission und ließ sofort in den leeren Räumen des Maria-Magdalenen-Klosters an den Steinen ein Waisenhaus einrichten. *Friedrich Muoser*, der Posamentenmacher, begann mit einem halben Dutzend Kindern, Knaben und Mädchen, und lehrte sie ein Handwerk. Pro Tag hatte jedes Kind 1½ Laiblein Brot und 1½ Gätzi Milch oder Suppe zugut. Um einerseits die Kinder beschäftigen und andererseits die Kosten decken zu können, erhielt Isaak Watt, der Bandfabrikant, den Auftrag, Arbeit für die Kinder herbeizuschaffen und darüber Rechnung zu führen. Zur Beaufsichtigung

des ganzen Waisenhausbetriebes wurde eine Kommission von 3 Mitgliedern (Inspektion) aufgestellt. Diese Inspektoren nannten dreierlei Zwecke der Anstalt:

1. dem Müßiggang Einhalt zu gebieten,
2. verlassene Waisen zu erziehen,
3. lasterhafte Buben zu züchtigen.

Dem letztgenannten Zwecke diene das mit dem Waisenhaus zusammen eingerichtete Zuchthaus. Wie eng die Verbindung zwischen Waisenhaus und Zuchthaus war, zeigt dieses Beispiel: 1667 wurde ein liederlicher Schreiner, der auf Wasser und Brot in den Wasserturm gelegt worden war, mit der Drohung entlassen, daß er, falls er sich nicht bessere, künftig im Waisenhaus eingesperrt würde. Die Inspektion erhielt «vollkommene Gewalt, gegen die Exorbitierenden nach Gutdünken zu verfahren und sie an bequeme Eisen zu legen». Die zwei Jahre des Waisenhauses im Steinenkloster waren auch für die übrige Stadt zwei Unglücksjahre. Teuerung und Pest geißelten ihre Bewohner. Da das Waisenhaus außer den eigentlichen Waisen auch andere arme und verlassene Kinder, ja auch etwa verkommene Erwachsene aufnehmen mußte, befanden sich schon nach einem halben Jahre fünfzig männliche und siebzehn weibliche Personen im neuen Hause, Ende 1669 sogar schon 83 Personen. Es hatte damit in kurzer Zeit seine Existenzberechtigung dargetan. Über mögliche erzieherische Prinzipien dieser ersten Jahre ist wenig zu berichten. Es ging vor allem darum, die Kinder an die Arbeit zu gewöhnen und sie einen Beruf erlernen zu lassen, der sie später in die Lage versetzen sollte, sich selber zu ernähren. Die Behörde erwartete, daß der Ertrag der Kinderarbeit die großen Ausgaben für das Zucht- und Waisenhaus wenigstens zum Teile decken sollte. Es handelte sich also eigentlich um eine Arbeitsanstalt. Zu der Bändelfabrikation gesellten sich noch andere Manufakturen: Wollspinnerei, Knopfmacherei, Strickerei und die Fabrikation von Camelot (Ziegenwollstoff). Es verwunderte also weiter nicht, daß die ersten Leiter des Waisenhauses – sie hießen zunächst «Hausmeister» oder «Hausväter» – Männer mit gewerblichen Berufen waren. Die einzelnen Produktionszweige wurden ebenfalls von gewerblichen Meistern beaufsichtigt. Wie wenig Bedeutung damals die Allgemeinheit der Schulbildung beigemessen hat, erhellt schon daraus, daß das Waisenhaus lange Zeit nur einen einzigen «Schulmeister» angestellt hatte.

Der erste Hausmeister mußte übrigens schon 1668 entlassen werden, weil er und seine Ehefrau wegen Untreue ins Bärenloch (eine Gefängniszelle auf dem St. Albanschwibbogen), respektive in den Eichwald (auf dem Spalenschwibbogen) gelegt wurden. Friedrich Muoser mußte Schadenersatz leisten, seine Frau wurde öffentlich in der St. Theodorskirche vorgestellt.

Das Waisenhaus erfreute sich bald großer Sympathie. Schon im zweiten Jahre erhielt es an freiwilligen Spenden 3397 Pfund und 10 Schillinge. Als erste Wohltäterin, die im Liber Benefactorum (Buch der Wohltaten) verzeichnet ist, finden wir die «Jungfrau *Anna Magdalena Trumminger*, Tochter des Schuhmachermeisters» mit 10 Pfund.

Die bereits geschilderte Notzeit bewirkte, daß die Zahl der vaterlosen Kinder in kurzer Zeit anstieg. Die Behörde sah sich deshalb genötigt, nach neuen Räumlichkeiten Ausschau zu halten, weil diejenigen des Steinenklosters nicht mehr genügten. Der Rat beschloß im Juni 1669, das Waisenhaus in die geräumigere Kartause zu verlegen.

Auf dem großen Areal des ehemaligen Kartäuserklosters stand einst der Hof des Bischofs von Basel. Dieser war 1392 von der Stadt erworben worden und hieß auch «das Haus St. Margaretha», so benannt nach der dort stehenden Kapelle der heiligen Margaretha. Oberstzunftmeister *Jakob Zibol* kaufte den Bischofshof 1401 und schenkte ihn den Kartäusern zur Gründung eines Klosters.

Der Rat willigte in die Übersiedlung des Zucht- und Waisenhauses in die Kartause unter der Bedingung ein, «daß die Gemächer Zscheckapürlins, des ehemaligen Priors Stube, Kammer und Gewölb, der Keller bei der Kirche und die Kornschütten auf der selben zu der Pfleger dieses Gotteshauses Disposition bleiben, daß die Baukosten für die Einrichtung nicht dem gemeinen Gute zur Last fallen, sondern aus dem Fonds des Armenhauses bestritten werden sollten». Die Vorarbeiten wurden so tatkräftig an die Hand genommen, daß der Umzug bereits im August 1669 erfolgen konnte. Das ehemals größere «Bruderhaus» im Osttrakt wurde als Wohnhaus des Hausmeisters und der Waisen eingerichtet. Der große Raum beim Eingang in den Kreuzgang wurde zur Arbeitsstube, das ehemalige Refektorium zum Schul- und Speisezimmer. Am Kreuzgang, mit seinen schönen Fensterscheiben, war noch nichts verändert worden. Es wird berichtet, daß diese gemalten Fensterscheiben weit und breit für eine solche besondere Sehenswürdigkeit Basels galten, daß selbst Fürsten und Herren zu ihrer Besichtigung herbeikamen. In den Inventaren seit 1690 wird allerdings vermerkt: «allerhand gemalte, meistens zerbrochene alte Fenster liegen auf meiner Zelle im Kreuzgang und ist das Blei davon genommen».

Das erste größere eigentlich erzieherische Problem wurde – merkwürdig genug – im sogenannten «Übelstand» gesehen, daß die Waisen und die «Züchtlinge» in eine Kleinbasler Kirche (Theodorskirche) geführt werden mußten. Daher wurde schon 1670 ein eigener Waisenprediger angestellt; das von Dr. Gernler eigens für das Zucht- und Waisenhaus verfaßte Gebet wurde jeweils nach der Predigt in der Waisenhauskirche gesprochen. In

diesem Gebet wird Gott dafür gedankt, daß er der Witwen und Waisen gedenke und allezeit fromme Herzen erwecke, die sich ihrer in Treue annähmen. Es werden Gott die «wohlerwürdigen und hochgeachteten Herren Inspektoren befohlen», und es wird gebetet, daß «die Waisen ihrem vorgesetzten Vater, Lehr- und Zuchtmeister Gehorsam leisten und daß die Gefangenen in ihre wohlverdienten Züchtigungen sich schicken und mit dem bekehrten Schächer erkennen, die leiden, was ihre Taten wert seien».

Die Finanzierung des ganzen Betriebes bereitete den damaligen Inspektoren große Sorge. Schließlich zog man die Zünfte zu Leistungen heran mit der Begründung, sie hätten ja früher schon individuelle Beiträge an arme Kinder zur Erlernung eines Berufes bewilligt. Es wurde jeder Zunft mitgeteilt, welchen Betrag sie jährlich zu leisten habe. Nach etwa drei Jahrzehnten bauten die Zünfte nach und nach ihre Leistungen ab. Als sie sich schließlich 1695 gemeinsam weigerten, weiterhin ihre Beiträge zu leisten, erkannte der Rat, daß sie und die Universität doch wenigstens die Hälfte dessen beitragen sollten, was sie früher schon geleistet hätten. Das Direktorium der Kaufmannschaft wurde gebeten, «seine milde Hand aufzutun». Den Geistlichen wurde nahegelegt, von der Kanzel herab zur Wohltätigkeit aufzumuntern und den Kranken und Sterbenden die Unterstützung der Armenhäuser ans Herz zu legen. Anfangs glaubte sich das Waisenhaus berechtigt, die Zinsen der Vermögen der Waisen für sich in Anspruch zu nehmen. Der Rat indes pflichtete dieser Ansicht nicht in allen Fällen bei. 1678 legte er aber doch fest, daß, wenn ein Waisenkind im Waisenhaus stürbe, das «Gütlein» desselben, es sei ins Waisenhaus gebracht oder darin ererbt worden, dem Waisenhaus zufallen solle, es wäre denn, daß Eltern, Vögte oder Verwandte einen anderen Vergleich gemacht hätten. Diejenigen aber, welche zur Strafe oder Züchtigung von den gnädigen Herren oder von ihren Eltern in das Zucht- haus getan worden seien, sollten nicht unter diese Bestimmung fallen. Für manche dieser Züchtlinge zahlten die Eltern oder Verwandten ein Kostgeld. Wie prekär die finanzielle Lage mitunter war, zeigt sich etwa darin, daß die Stadt dem Waisenhaus 1673 die Durchführung einer Lotterie («Glückshafen») bewilligte. Aber alle diese Stützungsaktionen hatten nicht den gewünschten Erfolg. Als die Zahl der Waisen im Jahre 1677 auf 140 anstieg, mußte das Almosenamt (Fürsorgebehörde) seine Zahlungsunfähigkeit erklären. Es rang sich hierauf zu einem mutigen Entschluß durch und übergab das Gotteshaus St. Jakob mit seinen Liegenschaften und Vermögensteilen 1677 provisorisch und 1679 definitiv dem Waisenhaus. Zu St. Jakob gehörten damals die Kirche, das Siechenhaus, das Lehenhaus mit Scheunen und Ställen, die Reben, Waldungen, Matten, Acker, Weiden und Weidgerechtigkeiten, der Birszoll, die Berain- und Bodenzinse, sowie die für St. Jakob

gesammelten Almosen. Damit wurde die wirtschaftliche Basis des Waisenhauses wesentlich verbessert.

Als weitere Sanierungsmaßnahme wurde 1680 die bis dahin geltende wirtschaftliche Regelung abgeschafft, wonach der Hausvater einen bestimmten Lohn bezog, die Verpflegung durch die Behörde bezahlt wurde und der Ertrag des «Gemeinschaftsgewerbes» (Camelotterie) zu gleichen Teilen dem Hause und dem Hausvater zufiel; statt dessen wurde das System der sogenannten «Admodiation» eingeführt. Nach dem 1680 mit Hausvater *Hans Heinrich Wild* geschlossenen Vertrag bedeutete dies: «Das bisherige Tuchgewerb, im gleichen was die Kinder und die Gefangenen durch ihre Arbeit verdienen, wird ihm überlassen; dagegen hat er nach seinem Gutfinden die Kinder und die Gefangenen zur Handarbeit anzuhalten und auf seine Kosten mit den nötigen Lehrmeistern zu versehen. Das Werkzeug für das Gewerbe wird ihm nach Anfertigung eines Inventars übergeben und muß bei seinem Austritte in eben demselben Zustande, in welchem er es erhalten hat, abgeliefert, Fehlendes vergütet werden.» Der Hausvater wurde damit auch in wirtschaftlichem Sinne Fabrikdirektor, konnte sämtliche Einnahmen für sich buchen, hatte aber daraus die Lebenskosten des ganzen Hauses zu decken. Es liegt auf der Hand, daß eine derartige Lösung die Verlockung und Gefahr in sich barg, daß der Hausvater auf möglichst großen persönlichen Gewinn abzielte. Um dieser Gefahr nicht zu erliegen, erhielt er, im Verhältnis zur Zahl der Insassen, zusätzlich noch Barmittel und Naturalien. Dafür wurde ihm die Pflicht auferlegt, die Kinder in gesunden und kranken Tagen mit gehöriger Nahrung und Kleidung zu versehen. Zum Schutze der Kinder wurden Vorschriften in bezug auf ihre Behandlung und ihre geistige Bildung aufgestellt. Für den Schulunterricht (Lesen, Schreiben, Katechismus) wurden pro Tag vier Stunden vorgesehen.

Von 1688–1710 galt es als Vorzug, daß das Waisenhaus für das Tuch-etablissement Werthemann Heimarbeit verrichten konnte. Danach wurde eine selbständige Tuchfabrik eingeführt, der aber die Zunft der Wollweber den Kampf ansagte; er dauerte drei Jahre und konnte nur durch eine freiwillige Einschränkung seitens des Waisenhauses geschlichtet werden. Eine Unordnung im Rechnungswesen führte dann im Jahre 1719 dazu, daß die mit Verlust arbeitende Tuchfabrik aufgegeben werden mußte. Die ökonomische Lage des Hauses war damit in ein bedenkliches Stadium getreten.

Das erste halbe Jahrhundert in der Geschichte unseres Waisenhauses war aber nicht nur durch die ausgeprägte Tendenz nach gewinnstrebender Produktion und durch die prekäre wirtschaftliche Lage überschattet, sondern noch viel mehr durch die unglückselige Verbindung des Waisenhauses mit einem Zuchthause. Ältere Schilderungen sprechen von einem chronischen

Übel, unter welchem das Haus zu leiden hatte. Nach 1716 hatte das Zucht- und Waisenhaus die zusätzliche Aufgabe, «die Castigation», d.h. die Züchtigung lasterhafter und in der Sittenlehre fehlbarer Bürger und Untertanen zu vollziehen. Nach und nach ging der Rat sogar soweit, daß er auch «malefizische Personen» und solche, die schon unter den Händen des Scharfrichters gewesen waren, für ihr ganzes Leben in das Zuchthaus einwies. Es stellte sich bald heraus, daß diese unglückliche Verbindung große wirtschaftliche Nachteile zeitigte, weil der Ertrag der Gefangenearbeit in einem krassen Mißverhältnis zu den Unterhaltskosten stand. Noch größer war jedoch der psychologisch-pädagogische Schaden. Die Waisenkinder kamen nämlich bei ihrer Arbeit und im Unterricht in mannigfache Berührung mit den Zuchthausgefangenen und waren so ihrem negativen Einfluß ausgesetzt. Offenbar war es auch recht schwierig, angesichts dieser Tatsache redliche Gesellen als Lehrmeister zu finden. Ebenso wird berichtet, daß die erwachsenen Insassen immer wieder «abscheuliche» Krankheiten ins Haus hereinbrachten. Es ist deshalb verständlich, daß die Inspektion des Waisenhauses sich immer wieder an den Rat wandte, man möge ihr die schwersten «Züchtlinge» abnehmen; doch geschah dies ohne Erfolg.

Geistes- und Erziehungsleben im 18. Jahrhundert

Der Übergang vom 17. zum 18. Jahrhundert ist, nach Paul Hazard, gekennzeichnet durch eine alles aufwühlende Krise des europäischen Geistes und durch ein machtvolleres Aufbrechen neuer Ideen, neuer Impulse. Namen wie *Leibniz* (1646–1716) und *Locke* (1632–1704) prägen das Gesicht dieser Zeitwende. Die antike These: «mens sana in corpore sano», d.h. die harmonische Verbindung der körperlichen und geistigen Ausbildung, wurde neuerdings in ganz Europa bekannt. Ziel der Erziehung war, nicht länger ein absolut gesetztes, übermenschliches Ideal, sondern dasjenige des weltgebundenen individuellen «gentilhomme» oder «gentleman» zu bilden. Damit war ein Mann von Ehrgefühl, Tatkraft und feinen Sitten gemeint, wie er den Engländern heute noch als Inbegriff erstrebenswerter Menschlichkeit vorschwebt.

Das 18. Jahrhundert verschrieb sich, unter dem Einfluß der in Holland und England gewachsenen Aufklärung, fast vollständig dem Vernunftdenken. Für das europäische Bewußtsein wirkte *Voltaire* (1694–1778) als großer Vermittler der Aufklärung. Auf das politische Denken übte *Montesquieu* (1689–1755) nachhaltigen Einfluß aus. Sein Hauptwerk «*De l'esprit des lois*» entwickelte in bestechender Klarheit die Theorie der Gewaltentrennung. Die Überbetonung des rationalen Denkens schuf Gegenbewegungen, zum Beispiel den Pietismus (*Wesley*, *Zinzendorf*, *Lavater*), der die Religion als eine Sache des Herzens begriff. *Jean Jacques Rousseau* (1712–1778) verkündigte emphatisch, der Mensch sei so lange gut, als er nicht durch die Zivilisation verdorben werde (daher sein «*retour à la nature*»).



2



3



Grave a l'huile par F. Jacques de Michel.

4



5



6



7



8



9

Im «contrat social» verfocht er mehr impulsiv als rational die Idee der Demokratie.

Deutschland erlebte die Blüte der Aufklärung zuletzt. Seine großen Denker (*Lessing, Herder, Kant*) hatten den Vorteil, daß sie sich bereits über die Gegensätze der Aufklärungsideen stellen und in vielem abgeklärter urteilen konnten.

Die Aufklärungsideen wirkten sich in vielen praktischen Reformen aus, nicht zuletzt auch in der Pädagogik. In Deutschland war es *August Hermann Franke* (1663–1727), der – obgleich Theologieprofessor – als Erzieher der Tat wirkte und bei der Gründung einer großen Zahl von Waisenhäusern tätig war. Er verwirklichte viele Vorschläge eines Ratke oder eines Comenius dank seinem großen Organisationstalent, seinem tiefen Glauben und seinem nüchternen Sinn für die Realität. Durch ihn wurde das ganze Schulwesen in Deutschland beeinflußt. Bahnbrechend wirkte er für den Unterricht in den Realien und in der Mädchenerziehung.

Franke war ein gewisser Utilitarismus (Zweckdenken) eigen, der von der Aufklärung geprägt war. Das aufklärerische Gedankengut sollte sich im Leben bewähren als aktive Haltung eines lebendigen Christen, der, streng gegen sich, die Dinge fachlich zu beherrschen hatte, ohne sich im Stoff oder an den Stoff zu verlieren. Schule und Haus sollten zusammenarbeiten und «den Segen Gottes erleben». Franke war ein Vorläufer Pestalozzis.

In der Schweiz ragte als leuchtendes Vorbild weit über die Grenzen *Heinrich Pestalozzi* (1746–1827) hervor. Er nahm verwahrloste Kinder zu sich und zog sie durch Arbeit und gründliche naturgemäße Schulung des Geistes und des Körpers zu «züchtigen Gliedern» der Gesellschaft heran, ganz ohne jene äußerliche Abrichtung, die noch vielfach in den Schulen jener Zeit die Regel war. Seine Ideen und seine Werke strahlten nach ganz Europa aus. Ein ganzes Geschlecht von Lehrern trug seine Methode und seine Liebe zur Jugend in die verschiedenen Länder, und der Volksschulunterricht wurde überall mit großem Ernst an die Hand genommen.

Das Waisenhaus im 18. Jahrhundert

Das Zucht- und Waisenhaus zu Basel war bis dahin auch durch das System der «Abrichtung» gezeichnet. Die dürftige erzieherische Zielsetzung einer blossen Angewöhnung an die Arbeit und die damit verbundene Auffassung, es ließen sich so der Müßiggang und alle anderen kindlichen und menschlichen Laster beseitigen, machten jede konstruktive Erziehung und Bildungsarbeit unmöglich. Dieses Versagen wurde durch die wirtschaftlichen und häuslichen Unzulänglichkeiten noch spürbarer. 1729 sah es in der Kartause schlimm aus: Der Hausvater vernachlässigte seine Pflicht, die Kinder verwahrlosten, die Mehrzahl war «reudig» und hatte geschwollene Glieder. Indes: die aufklärerische Forderung nach höherer Achtung des Menschen fand auch in unserem Lande ihren Widerhall. Von der Mitte des 18. Jahr-

hunderts an war bei den Behörden in Basel und insbesondere bei der Inspektion ein neuer Impuls unverkennbar. Damit hoben sich aber auch die Sympathie und das Interesse der Bürgerschaft am Waisenhaus. Dies kam auch ganz konkret durch eine Vermehrung der Legate und Geschenke zum Ausdruck. Während der ersten Hälfte des Jahrhunderts betrugen diese Spenden noch 12 000 Pfund, in der zweiten dagegen 57 000 Pfund.

Im Jahre 1754 trat eine für die damaligen Verhältnisse bedeutende Änderung in der Organisation des Zucht- und Waisenhauses ein: Die Gefangenen wurden, endlich, von den Waisenkindern und die Männer von den Frauen getrennt. Anlaß dazu bot allerdings eine höchst merkwürdige Erscheinung. Es sollte nämlich einem in der Stadt um sich greifenden «Separatismus» (Ehetrennungen) begegnet werden. Zu diesem Zwecke sollten namentlich Frauen im Zucht- und Waisenhause eingesperrt werden, um ihnen Gelegenheit zu geben, durch stilles Nachdenken sich eines Besseren zu besinnen. Immerhin fand die Öffentlichkeit, es sei diesen Frauen, zum Teil aus guten Familien, nicht zuzumuten, mit den übrigen «Züchtlingen» in Berührung zu kommen. Dies war der unmittelbare Anlaß, der zum Bau neuer Räume führte. Mit dem Material noch vorhandener Zellen der Kartäuser wurde die große Schlafstube aufgestockt. Darin wurden fünf Zimmer eingerichtet. Dies erst ermöglichte die Trennung der Gefangenen von den Waisen, ebenso eine Absonderung der besonders verdorbenen «Züchtlinge». Daraus ergab sich auch die Möglichkeit, sogenannte Kostgänger aus der Fremde (ungeratene Söhne fremder angesehener Familien) aufzunehmen. Um diese Zeit wurden die Züchtlinge mit Baumwollspinnen, mit Schneiden von Brasilienholz, mit Verfertigen von Packtuch beschäftigt, die Frauen mit Seidenwinden, Garnspinnen und mit den Vorarbeiten zum Weben des Packtuches.

Eine weitere große Besserung trat im Jahre 1776 ein. Endlich konnte sich die Inspektion beim Rate durchsetzen und die Aufhebung der «Admodiation» erwirken. Von nun an übernahm die Inspektion die Beköstigung des Hausvaters und seiner Familie, der Waisen und der Gefangenen. Dafür mußte ihr der Verdienst der Arbeit abgeliefert werden. Dem Hausvater und seiner Ehefrau war es verboten, ein Gewerbe zu betreiben oder liegende Güter zu besitzen. Der Hausvater hatte sich ausschließlich den Aufgaben des Hauses zu widmen. Damals erhielten der Hausvater (*Andreas Fäsch*) und seine Frau täglich je ein Maß Wein, jedes ihrer Kinder, das über sechs Jahre alt war, ein halbes Maß. Tee, Kaffee und Zucker hatten sie aus der eigenen Tasche zu kaufen.

Parallel mit dieser Neuordnung im Innern liefen gewisse Änderungen im Äußeren. So wurde die Kleidung der Waisen geändert. Alle Kinder wurden

neu gekleidet. Sie bekamen zwei Kleider, ein Sonntagskleid, die Knaben einen Rock, ein Kamisol und Hosen aus blauem Wollentuch, und ein Werktagskleid aus braunem Wollentuch, die Mädchen einen Rock, ebenfalls aus blauem Wollentuch oder Halbleinen, blauegedruckte Halstücher, Hauben und Fürtücher, wie sie noch bis in die Mitte des vergangenen Jahrhunderts zu sehen waren.

Auch in den gebäulichen Veränderungen trat der Geist der Erneuerung jener Jahre zutage. Die noch übrig gebliebenen Zellen der Kartäuser, welche den bewohnten Räumen Luft und Licht nahmen, wurden im Laufe des Jahres 1776 beseitigt. Damit gewann das Waisenhaus eine größere Fläche für einen ansehnlichen Obstgarten. Bei jenem Abbruch ist am 21. Dezember 1776, unter einem Balken eingemauert, ein auf Pergament geschriebenes lateinisches Glaubensbekenntnis eines Kartäusers namens Martinus vom Jahre 1456 gefunden worden. Die Leitung verstand es, aus diesem Fund auch klingenden Gewinn zu ziehen, indem sie dieses Bekenntnis deutsch druckte und verkaufte. Aus dem Erlös wurden den Waisen Bibeln geschenkt. Aber auch der Schulbetrieb wurde reformiert. Das veranschaulicht ein «Pensum für die Schule des Waisenhauses, dem anno 1778 neu erwählten Schulmeister übergeben»:

«Montag morgens um 8 Uhr	soll die samstags vorher aufgegebenen Historie von den Größeren aufgesagt und sowohl ihnen als auch den Kleinen erklärt und besonders die angehängten Nutz und Anwendungen und gottseligen Gedanken eingeschrift werden.
Montag morgen um 9 Uhr	sollen die Größeren aus dem Neuen Testament lesen. Die Kleineren aber buchstabieren und alldieweil das letztere geschieht, die Größeren einige Fragen aus dem Catechismus auswendig lernen.
Mittags um 1 Uhr	soll denen, die im Schreiben schon ziemlich geübt seien, etwas in die Feder diktiert, denen aber so darin schwächer seien, etwas aus der Vorschrift oder ab der Tafel abzuschreiben vorgegeben werden. – Nachdem das Diktieren geschehen, soll den Größeren vorgeschrieben werden.
um 2 Uhr	soll das Geschriebene sorgfältig korrigiert und zudem seine Fehler genau gezeigt werden; inzwischen aber die, so der Correction nicht beywohnen mit dem Auswendiglernen aus dem Catechismo fortfahren – darauf sollen die Kleinen buchstabieren.
Dienstag morgens um 8 Uhr um 9 Uhr	sollen die 5 Hauptstücke der Religion wie auch die auswendig gelernten Gesänge aufgesagt werden. wie am Montag um 9 Uhr; außer daß die Größeren

	anstatt das Catechismi einige Bußpsalme oder andere schöne erbauliche Gesänge zu lernen aufgegeben werden.
Mittags um 1 Uhr	sollen die im Schreiben Geübten das so tags vorher ihnen vorgeschrieben worden, die Schwächeren aber etwas aus der Vorschrift oder ab der Tafel abschreiben und darauf die Größeren Geschriebenes lesen.
um 2 Uhr	wie am Montag um 2 Uhr.
Mittwoch morgens um 8 Uhr	sollen die Größeren im Neuen Testament lesen, darauf die Kleinen buchstabieren und inzwischen die Größeren schreiben.
um 9 Uhr	sollen die Größeren, das was sie am Montag und Dienstag auswendig gelernt, aufsagen; – die Kleineren aber so das mit Buchstabieren fortsetzen.
mittags um 1 Uhr	soll die Singstund tractiert und die abzusingenden Psalmen von den Größeren gelesen werden.
um 2 Uhr	in der ersten halben Stunde, sollen die Anfänge der Rechenkunst gezeigt werden; – in der folgenden aber die Kleineren buchstabieren und die Größeren aus dem Catechismo auswendig lernen. N.B. Im Winter, wenn es um 8 Uhr noch dunkel ist, kann mit dem, was für 9 Uhr vorgeschrieben ist, der Anfang gemacht werden.
Donnerstag morgens um 8 Uhr	sollen die Größeren die Lektion aus dem Catechismo samt den Sprüchen so wie auf den Sonntag zu lernen haben, aufgegeben und solche etliche Mal gelesen werden. – Darauf sollen die Kleineren buchstabieren.
um 9 Uhr	soll mit dem Buchstabieren fortgefahren und sodann in der letzten halben Stunde, die Größeren ihnen aufzugebene Lection aufzusagen angehalten und ihnen solche kurz und deutlich erklärt werden.
nachmittags	wird zwar keine Schule, hingegen aber eine Kinderlehre gehalten, bei welcher vom Schulmeister die Waisen in der Stille und Ordnung halten, auch genaue Achtung geben soll, welche etwan in Erlernung ihrer Lection unfleißig gewesen, und mit solchen die erforderliche Züchtigung vorzunehmen.
Freitags morgens um 8 Uhr	sollen die Größeren lesen, die Kleineren aber buchstabieren und all die Weil das Letztere geschieht, jene etwas aus dem Catechismo auswendig lernen.
um 9 Uhr	soll den Größeren etwas in die Feder diktiert, den Kleineren aber etwas aus der Vorschrift oder ab der Tafel abzuschreiben vorgegeben, und sodann corrigirt werden.

mittags um 1 Uhr	soll es gehalten werden wie am Mittwochen zur gleichen Stunde.
um 2 Uhr	ebenfalls wie am Mittwochen zur gleichen Stunde.
Samstag morgens um 8 Uhr	sollen die die Woche hindurch auswendig gelernten Lectionen sowohl aus der Bibel, als auch aus dem Catechismo, wie auch die erlernten Psalmen und Gesänge, repetiert, auch die fünf Hauptstücke aufgesagt werden.
um 9 Uhr	sollen die Kleinen buchstabieren – die Größeren aber zuerst etwas Geschriebenes und sodann die biblische Historie, welche ihnen bis auf den Montag auswendig zu lernen aufgegeben und vorläufig erklärt werden soll, lesen. Um Fastzeiten herum sollen ihnen anstatt der biblischen Historie die auf das Einfallen der Fast sich beziehenden Fragen und Antworten aus dem sogenannten Fasttagsbüchlein aufgegeben werden.

Dieses Pensum wurde, da die beiden Geschlechter der Waisen in der Schule abgesondert wurden, und das eine des Morgens, das andere des Mittags die Schule besuchte, in der Einrichtung der Schulstunden was darin tractiert wird, etwas abgeändert. Das so man in der Schule tractierte wurde jedoch größtenteils beibehalten, und dürften die Kinder Hubeners biblische Historie nicht mehr auswendig lernen, wohl aber mußten sie nebst Seilers kleineren biblischen Erbauungsbuch lesen, welches ihnen dann der Schulmeister erklärte; das sogenannte Fasttagsbüchlein wurde nicht mehr gebraucht.»

Dieses Pensum war – nach unseren heutigen Vorstellungen – für die Kinder wohl äußerst eintönig und für den Lehrer sehr eng, ließ es ihm doch kaum einen individuellen Spielraum. Wir müssen aber bedenken, daß es damals noch kein Lehrerseminar gab, wo man die angehenden Lehrkräfte auf ihre Aufgabe gründlich und folgerichtig vorbereiten konnte. Unter diesem Aspekt ist es wohl verständlich, daß die Inspektion den Schulbetrieb schematisch vorschreiben mußte. Es war ja zu jener Zeit außerordentlich schwierig, überhaupt geeignete Lehrkräfte zu finden, nicht zuletzt auch deshalb, weil sie äußerst karg entschädigt wurden. In einer Bittschrift eines ländlichen Schulmeisters aus dem Jahre 1700 heißt es:

«Gnädiger Herr Burgemeister: Hochgeachte wohledle gestrenge Ehr und Notfeste wohl vornehmme Fromme und Hochweise Allergnädigste Herren und Vätter...

... und Euer gnaden weemütig vorbringend das ich bei meinem Beschwerlichen schuldienst darben und verschmachten muß – womit Euer

gnaden Einige tröpflein ihrer weltbekannten gütigkeit auff mich treffen lasen. Euer gnaden ist ohne mein andeuten zur gnüge bekant in waß für einem großen Holzmangel wir arme höhrer (ach daß wir denn Entlich erhört wurde) stäckend und schwäbend, deß wägen ich denn aller Orten gwohntlichen schulscheiteren manglen muß. . . Dieselbe mit allen meinen Krefftten anflehende und bittende Sye in großen gnaden geruhen Einische brösemly von ihrem Reichen tisch auf mich und meine Lieben Kinder, wegen meiner treuen Diensten, fallen zu lassen, damit ich nit fürtes wie bisher mit guten Zähnen übel Beißen, und bei meinem beschwerlichen Dienst hunger und mangel leiden müsse.»

Wie sehr die Stadt sich neuen Gedanken aufzuschließen vermochte, beweist die Tatsache, daß der berühmte Bäckermeister und Zeichner aus der Steinen, *Emanuel Büchel*, zu gleicher Zeit den Auftrag erhielt, im Waisenhaus eine Zeichnungsschule mit 24 Schülern, darunter 12 Waisen und Knaben armer Eltern, ins Leben zu rufen. Er durfte wöchentlich etwa 4 Unterrichtsstunden halten. Für vorgerückte Knaben wurde sogar Unterricht in französischer Sprache eingerichtet. Von 1772 an wurde auch Gesangsunterricht erteilt. Das Pflichtenheft des Lehrers wurde von Aufgaben, die eigentlich dem Hausvater zustanden (Aufsicht über die Verpflegung der Waisen), entlastet. Ebenso wurde der Inspektion gestattet, ohne Los (d.h. nicht mehr durch Verlosung) denjenigen Bewerber als Lehrer zu wählen, der die beste Qualifikation besaß.

In Basel war damals der Ratsschreiber *Isaak Iselin*, ein Mann von europäischem Ansehen, der eigentliche Promotor zukunftsweisender Unterrichtsreformen. Er hatte die Helvetische Gesellschaft mitgegründet und unterhielt einen regen Briefwechsel mit vielen bedeutenden Männern, die dem Erziehungswesen neue gedankliche Impulse verliehen. Er selbst gab einen «Grundriß der nöthigsten pädagogischen Kenntnisse für Vater, Lehrer und Hofmeister J.G.M.» heraus.

Es lohnt sich durchaus, sich ein Bild vom Leben zu machen, das damals im Waisenhaus herrschte. In der Morgenfrühe und am Abend versammelte sich die ganze Gemeinschaft auf ein Glockenzeichen in der Schulstube (früher in der Kirche). Dort las der Schulmeister ein von Antistes Dr. Gernler verfaßtes Gebet vor, das die Anwesenden stille nachzubeten hatten. Es folgte noch eine Vorlesung aus einem Kapitel der Heiligen Schrift. Am Sonntagmorgen hatten alle der Predigt in der Kirche beizuwohnen. Nachher prüfte der Prediger die Waisen und die Gefangenen, ob sie den Inhalt seiner Predigt verstanden hätten. Alle vier Wochen besuchten die Waisen die Kinderlehre im Münster, jeden Sonntag wurden sie in eine Kirche zum Nachmittagsgottesdienst geführt. Der Unterricht wurde für Knaben und

Mädchen getrennt geführt. Zum Spielen wurde ihnen lediglich die Zeit von 3–4 Uhr nachmittags eingeräumt. Während vier Stunden mußten sie körperliche Arbeit verrichten; die Knaben hatten Wolle zu streichen und zu spinnen sowie einzelne Hausgeschäfte zu besorgen, die Mädchen zu stricken, zu nähen und zu spinnen, die Ältesten die Hausgeschäfte zu besorgen. Wie der Menüplan zu jener Zeit aussah, möge die Abschrift eines handgeschriebenen Berichtes illustrieren.

«Unterhalt der Waisen und Gefangenen:

Indem die löbliche Inspektion im Jahre 1776 die Atmodiation abgeschafft, bestreitet sie alle Ausgaben für den Unterhalt der Waisen und Gefangenen in Nahrung, Kleidung, Lager und Lehrgeldern.

Die Nahrung der Waisen ist folgende:

Sonntags:	Mittwochen:
Mittags: Suppe und Fleisch	Mittags: Suppe und Gemüs
Nachts: Gersten oder Reis mit Fleischbrühe gekocht	Nachts: Suppe
Montags:	Donnerstag:
Mittags: Suppe und Gemüs	Mittags und Nachts:
Nachts: Suppe	wie am Sonntag
Dienstags:	Freitags und Samstags:
Mittags und Nachts:	Mittags und Nachts:
wie am Sonntag	wie am Montag»

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß die Waisen Suppe und Gemüse erhielten, außer an drei Tagen, Sonntag, Dienstag und Donnerstag, an denen es Suppe und Fleisch gab, und zudem noch ein Gläschen Wein. Am späten Nachmittag erhielten sie ein Abendbrot. Am Mittagstische wurde ein Tischgebet vorgesprochen und nachgebetet (früher hatten vier Knaben und vier Mädchen knieend ein Gebet zu sprechen. Die übrigen Kinder hatten dieses nachzusprechen; während des Essens mußten die Knaben abwechselungsweise einen Abschnitt aus der Bibel vorlesen). Schon damals kannte man die Einrichtung des Hausarztes, der periodisch im Waisenhaus erschien und alle Waisen untersuchte. Dabei hatte er insbesondere ein Augenmerk auf den Zustand der Zähne zu richten.

Nach Erreichung des 15. Altersjahres konnten die Knaben bei einem Handwerker in die Lehre treten, während die Mädchen in einem Bürgerstube als «Dienstmädchen» untergebracht wurden. Trotz der geschilderten Neuerungen galt das Basler Waisenhaus im Konzert der schweizerischen Waisenhäuser immer noch als einfach und bescheiden. So meinte der Zürcher

Junker Escher, welcher um jene Zeit unser Waisenhaus besichtigt hatte, daß er dieses den Kostbarkeiten der Häuser in Zürich und Bern vorziehe, wohl weil er die konkreten erzieherischen Möglichkeiten bei uns höher wertete. Unsere Inspektion stützte sich darum gerne auf dieses Urteil ab, als sie 1792 dem Räte weitere Reformen vorschlug.

Wie sehr die damalige Lebensweise noch eingeengt war, zeigen etwa die vielen Gesetze der Stadtregierung über den modischen Aufwand, die sogenannten «Kleidermandate». Im 18. Jahrhundert hatte der Hang zur Kleiderpracht bei hoch und niedrig derart zugenommen, daß nicht allein jeder Standesunterschied verwischt, sondern – so sagten die Reformationsherren – auch der Zorn Gottes herabbeschworen wurde. Zur Bekämpfung dieser Auswüchse entfaltete die Behörde einen Spürsinn und eine Kenntnis der verschiedenen Kleidungsstücke, die uns nur noch ein Lächeln abzwingt, damals aber viel Widerspruch erregte. Die putzsüchtigen Frauenzimmer fanden immer Mittel und Wege, das lästige Verbot zu umgehen. Als es die Witwe Ochs 1750 wagte, vor ihres Tochtermannes Haus an der Freien Straße einen ganzen Nachmittag im Négligé eines Hausrockes sich der Nachbarschaft zu zeigen, mußte sie ihre Leichtfertigkeit mit 5 Pfund Geld büßen. Wenn wir den Worten des berühmten Freiherrn von Knigge, der unserer Zeit nur noch als braver Theoretiker ziemlicher Umgangsformen bekannt ist, Glauben schenken dürfen, war es 1794 immer noch nötig, die Anerkennung des Lehrerstandes zu propagieren. Jedenfalls sagt er in seinem Buche «Über den Umgang mit Menschen» dazu:

«Überhaupt verdienen ja diejenigen wohl mit vorzüglicher Achtung behandelt zu werden, die sich redlich dem wichtigen Erziehungsgeschäfte widmen. Es ist wahrlich eine höchst schwere Arbeit, Menschen zu bilden – eine Arbeit, die sich nie mit Gelde bezahlen läßt. Der geringste Dorfschullehrer, wenn er seine Pflichten treulich erfüllt, ist eine wichtigere und nützlichere Person im Staate, als der Finanzminister, und da sein Gehalt gewöhnlich sparsam genug abgemessen ist; was kann da billiger seyn, daß man diesem Manne wenigstens durch einige Ehrenbezeugungen das Leben süß und das Joch erträglich zu machen suche?»

In einem unglücklichen Vorfall des Jahres 1750 ist der Ursprung dafür zu sehen, daß das Spiel mit den Ehrenzeichen der drei Ehrengesellschaften Kleinbasels noch heute am Vogel Gryff-Tag im Hofe des Waisenhauses seine Tänze vorführt. Am Umzug der Gesellschaft zum Rebhaus erlag nämlich ein schwindsüchtiger Maurergeselle, der die Löwenmaske trug, einer Herzattacke. Dieses Unglück nutzten bestimmte Kreise aus und deuteten es als Gotteslästerung, wie der Titel ihrer Streitschrift erkennen läßt:

«Wolmeinend Gespräch zwischen zween Burgern aus dem großen und kleinen Basel wegen des jährlichen Umlauffens der sogenannten 3 Tiere, des Löwen, des Wilden Manns und Greifens in der Minderen Stadt auf den 20. Tag nach Weihnacht und 8 und 14 Tag hernach aus Anlaß eines sonderbaren Gerichts Gottes, welches im Jahr 1750, über den, so im Löwen gelouffen, ergangen. Jes. Kap. I. V. 16 Thut euer böses Wesen von meinen Augen.»

In dieser Schrift wird der alte Brauch als heidnisches Wesen angeprangert und das Verkleiden des Menschen in Viehgewand als Sünde erklärt. Nach einem Hagel von biblischen Zitaten über die armen Ehrenzeichen endet die Schrift mit dem Spruch Salomons (9; 6): «Verlasset das alberne Wesen, so werdet ihr leben und gehet auf dem Wege des Verstands.» Allein diese Kreise finden im Waisenhausprediger, Professor *J. J. Spreng*, einen überlegenen Gegner. Er betitelt seine Verteidigungsschrift: «Besser gemeinte Gedanken über ein wollmeinend Gespräch». Er führt darin die Ehrenzeichen auf die Wappenherolde des Mittelalters zurück und deutet die Brunnentaufe als Symbol alter Kleinbasler Freiheit (Die Schrift kam anonym am 13. Januar 1755 in Glarus heraus. Professor Spreng war nämlich wegen seiner freien Meinungsäußerungen in Basel bereits angegriffen worden und wollte seine Position durch diese literarisch-theologische Fehde nicht gefährden. Diese Tatsache lehrt uns aber auch, wie sehr damals die geistige Freiheit eingeschränkt war.). Schließlich waren die Bemühungen der Verteidiger des alten Brauches erfolgreich, und die Umzüge wurden in alter Weise fortgeführt. Zum Dank für die kraftvolle Unterstützung durch den Waisenhausprediger Professor J. J. Spreng – so geht die Kunde im Kleinbasel – tanzen die drei Wappentiere noch heute am Vogel Gryff-Tag vor dem Hofbrunnen im Waisenhause.

Erziehungs- und Geistesleben im Übergang vom 18. zum 19. Jahrhundert

Die zukunftsweisenden Ideen der Aufklärung konnten sich auf dem Wege der Evolution allein nicht durchsetzen. Es bedurfte erst der gewaltigen Explosion der Französischen Revolution, um ihnen – wenigstens teilweise – zum Durchbruch zu verhelfen. Auch wenn die Französische Revolution durch das Kaiserhaus Napoleons in einem neuerlichen Absolutismus zu erstarren drohte, hat sie doch, zusammen mit der amerikanischen Unabhängigkeitsbewegung, neue staatspolitische Kräfte und Formen freigesetzt. Diese beiden Bewegungen räumten grundsätzlich mit dem veralteten politischen System auf, mit seinen absolutistischen, feudalen und klerikalen Vorrechten. Der Staat wurde auf neue Grundlagen gestellt: Die Gleichheit vor dem Gesetz, der Schutz der persönlichen Freiheit (Menschenrechte). Nach dem Untergang Napoleons flammten – angeheizt durch Metternich –

vorrevolutionäre, restaurative Anschauungen noch einmal auf, jedoch nur mit zeitlich begrenztem Erfolg, weil die Bewegungen des Bürgertums und später der Arbeiterschaft auf die Postulate der Aufklärungszeit zurückgriffen. Diese führten schließlich zu den nationalen Revolutionen der Jahre 1830 und 1848; in diesen Zusammenhang gehört die Gründung des schweizerischen Bundesstaates, ein Ereignis, das die Anhänger und Gegner des Neuen in Europa in Atem hielt.

Schon die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts brachte eine tiefgreifende Umgestaltung des Lebens (Fortschritte der Technik, Industrialisierung, Verkehrsentwicklung, Weltwirtschaft). Immer mehr wurde die Kultur als Anliegen des ganzen Volkes bezeichnet. Die wertvollsten Güter der Kultur sollten durch Unterricht allen zugänglich gemacht werden; in der Schweiz führte man die allgemeine Schulpflicht ein. Der Ursprung dieses Postulates ging schon auf das vorige Jahrhundert zurück. Seine Motivierung war eine vierfache. Einmal rief die fortschreitende Industrialisierung selbst nach einer besseren Volksschulung. Zum zweiten wirkte der demokratische Rechtsgedanke in derselben Richtung, daß nämlich jeder den gleichen Bildungsanspruch habe, soweit dies durch seine geistigen Anlagen gegeben sei. Zum dritten war der Staatsapparat langsam so groß geworden, daß seine Tätigkeit nicht mehr mit den herkömmlichen Mitteln (wie z.B. Landsgemeinden) geleitet werden konnte. Politische Mitteilungen mußten gelesen werden können, jeder Bürger mußte in der Lage sein, Wahlen und Stimmabgabe schriftlich zu vollziehen. Die letzte Begründung der Volksschule war aber die, daß ein konfessionell neutraler Staat die sittliche Bildung nicht ausschließlich den Kirchen überlassen könne, weil er – infolge der Glaubens- und Gewissensfreiheit – über deren Lehren weder Befehlsgewalt hatte noch haben wollte.

Gerade wegen der vielseitigen Ansprüche, die im 19. Jahrhundert an die Volksschule gestellt wurden, entwickelte sie sich zu einem wesentlichen Instrument der allgemeinen Kulturvermittlung. Damit geriet sie aber in Konflikt mit den bisherigen Trägern der Schulhoheit. Sie vermochte sich aber fast überall, zum Teil allerdings erst nach heftigen Kämpfen, durchzusetzen. Die Theorie der Entwicklung und Ausgestaltung der Volksbildung wurde in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wie nie zuvor diskutiert. Die Stoffprogramme wurden erweitert auf Realien, Kunstfächer, Leibesübungen usw., die Lernverfahren verbessert.

Die allgemeine Erziehung stand weiterhin stark unter dem Einfluß der Ideen Rousseaus und Pestalozzis. Immer ausgeprägter entwickelte sich die Psychologie, wenn auch noch nicht im Sinne einer eigentlichen Wissenschaft. Im Vordergrund standen zunächst die Untersuchungen über das Bewußtsein. Es ging darum, die Seele des Menschen, des Kindes, zu erfassen.

Das Bürgerliche Waisenhaus in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts

Es bedurfte der Auswirkungen der Französischen Revolution und der Helvetik, um die alte Kartause des Charakters eines Zuchthauses zu ent-

kleiden und zu einem wirklichen Waisenhaus zu machen. Der helvetische Justiz- und Polizeiminister Franz Bernhard Meier von Schauensee antwortete auf einen Bericht über die Zustände in Basel, die Vereinigung von Gefangenen und Waisen in ein und demselben Gebäude verstosse wider alle Grundsätze der Moral und Staatsraison. Er wies den «Bürger-Regierungsstatthalter» an, die Inspektion mit der Ausarbeitung eines neuen Planes zu beauftragen. Auf Grund der von Napoleon diktierten Mediationsverfassung wurde im Jahre 1803 durch den Ausscheidungsvertrag das Waisenhaus der Stadt Basel zugeteilt und der Aufsicht des Stadtrates unterstellt. Dieser machte nun mit den über hundert Jahre alten Forderungen endlich ernst, so daß die Gefangenen am 1. März 1806 in das ehemalige Predigerkloster übergeführt werden konnten. Dorthin war schon im Jahre 1767 das sogenannte Schellenwerk disloziert worden.

Die politischen und kriegserischen Ereignisse (im Jahre 1813 hatte die Stadt Basel 20000 Mann der Alliierten einzuquartieren) waren nicht dazu angetan, die Aufmerksamkeit der Behörden just auf die Waisenfürsorge zu lenken. Immerhin erschien einer 1820 bestellten Kommission die Verbesserung des Schulwesens als vordringlich. Diese neue Reform umfaßte folgende Punkte: Der Waisenprediger hatte nur noch in Religion zu unterrichten, mußte aber gleichzeitig die Oberaufsicht über den ganzen Schulunterricht übernehmen. Lehrer und Lehrerin wurden durch eine Unterlehrerin und einen Unterlehrer ergänzt. Diese beiden hatten, neben ihren eigentlichen schulischen Aufgaben, die Knaben, resp. Mädchen in den Schlafzimmern und bei ihren täglichen Besorgungen zu beaufsichtigen. Die Schulstunden wurden auf 7 pro Tag erhöht (von 7 bis 11 Uhr und von 13 bis 16 Uhr). Das Stoffprogramm erfuhr wesentliche Erweiterungen, so für die Knaben: deutsche Grammatik, Rechnen, Geographie, vaterländische Geschichte, Übung in Aufsätzen, im Führen von Haushaltungsbüchern, Kontoführung, Kenntnisse über verschiedene Handwerke, Schönschreiben; die Mädchen erhielten anstelle von Geographie, Aufsätzen und Geschichte die Gesundheitslehre «nach dem Schweizerischen Kinderfreund». Ältere Knaben genossen zusätzlich Französischunterricht. Diese Reorganisation (1821-22) machte den Bau eines neuen Schulzimmers und zweier neuer Schlafsäle für Knaben in den Räumen des alten Kirchenschiffes notwendig.

Bisher hatte das Waisenhaus die Kinder erst vom 10. Altersjahre an aufgenommen. Das Almosenamt plazierte kleinere Kinder zunächst bei Verwandten oder in Pflegefamilien. Es wurde dann behauptet, daß solche Kleinkinder «mit Charakterfehlern» in die Anstalt eintreten, weshalb man sich 1809 dazu entschloß, die Kinder schon im 5. Altersjahre im Waisenhaus unterzubringen.

Die folgenden Jahre waren für die Stadt Basel durch die Auseinandersetzung mit ihrer Landschaft gekennzeichnet. Zudem war eine allgemeine Erschlaffung eingetreten. Durch Hungersnot hatte sich die soziale Lage verschlechtert. Die Restauration hatte für Jahre zu einer geistigen Stagnation geführt. Da die Kräfte anderweitig gebunden waren, blieb für umfassende Neuerungen im Waisenhaus wenig übrig. Die Stadtbehörden mußten mit Gesetz vom 14. November 1833 neu organisiert werden. Anstelle der bisherigen drei Inspektoren trat eine am 22. Januar 1834 vom Stadtrate gewählte Inspektion von sieben Mitgliedern (zwei Stadträte und fünf aus der Bürgerschaft gewählte Beisitzer). Zu ihrem ersten Präsidenten wurde *Daniel Heusler-Iselin* (1800–1881) gewählt, der dieses Amt bis zu seiner Wahl zum Stadtpräsidenten im Jahre 1847 innehatte. Er war ein älterer Bruder des bekannten Ratsherrn und Professors Andreas Heusler-Ryhiner, des Vaters des späteren berühmten Rechtshistorikers Andreas Heusler. Nach seinem Ausscheiden hob der Jahresbericht hervor, daß hauptsächlich durch seine einsichtsvolle Leitung und seine hingebende Tätigkeit die Reorganisation des Jahres 1836, die noch zu schildern ist, durchgeführt wurde. In der Zeit seit der Gründung bis zum Jahre 1834 hatten 85 Männer als Inspektoren geamtet. Ihre Namen und Wappen sind, wie diejenigen der folgenden Inspektoren, in einem prachtvollen Buche aufgezeichnet, das wir in jüngster Zeit nachführen ließen, und das auch die Namen und Wappen aller Bürgermeister und Oberstzunftmeister bis 1790 enthält: «Zu ihrem unsterblichen Ruhm und Angedenken, auch den Nachkommenden zur rühmlichen Nachfolge». Alle Familien, die im politischen und wirtschaftlichen Leben der Stadt eine führende Rolle gespielt haben, sind als Mitglieder der Inspektion vertreten.

Wenn wir bedenken, welch einschneidende staatliche und politische Umstellung die Trennung von Stadt und Land bedeutete, so sind wir erstaunt, festzustellen, daß sich der kleine Stadtstaat mit seinen kaum 27 000 Einwohnern nun erst recht anstrengte, seine Stellung aus eigener Kraft zu behaupten und zu festigen. Dieses Streben ist auch unserem Waisenhaus zugute gekommen. Die neue Inspektion konnte dem Stadtrat schon bald Vorschläge unterbreiten, die 1836 genehmigt wurden. Der Waisenvater wurde von seiner Pflicht, das Vermögen und die ökonomischen Belange zu verwalten, entlastet, und es wurde hierfür ein besonderer Beamter angestellt. So konnte sich der Waisenvater von nun an mehr der Pflege, der Bildung und Erziehung der Waisenkinder widmen. Der 1836 neu ernannte Waisenvater *Johann Rudolf Lukas Burckhardt* (1800–1862), der in jungen Jahren Hilfsprediger in London, dann Lehrer am Missionshause und schließlich Pfarrer in Münchenstein gewesen war, setzte sich sofort mit großem Einsatz

für die Verwirklichung der neuen Organisationspläne ein. Zur Elementar-
klasse kamen eine besondere Mittelklasse und eine Oberklasse für die
Knaben, außerdem eine eigene Klasse für die Mädchen; die Knaben hatten
nun wöchentlich 34-37, die Mädchen 30-31 Schulstunden. Darüber hinaus
schuf die Inspektion für die älteren Mädchen noch eine sogenannte Repetier-
schule. Deshalb mußten ein dritter Lehrer und zwei zusätzliche Mädchen-
aufseherinnen angestellt werden. Die Gesellschaft zur Beförderung des Guten
und Gemeinnützigen leistete einen Beitrag an die jährlich zu verteilenden
Schulprämien und ermunterte damit die Waisen, dem Unterricht mit mehr
Aufmerksamkeit und größerem Leistungswillen zu folgen. Eine weitere
bedeutende Änderung lag darin, daß es den fähigen Knaben ermöglicht
wurde, in das Gymnasium einzutreten. Eine größere Anzahl von Knaben
durfte im Markgräfischen Hofe einem besonderen Zeichnungsunterricht
folgen. Begabte Mädchen erhielten Unterricht im Klavierspielen. Der
Religionsunterricht nahm immer noch einen sehr breiten Raum ein.

Da die Zahl der Kinder (1821: 60 Knaben und 40 Mädchen) immer mehr
anstieg, sah sich das Waisenhaus, im Zusammenhang mit der Schulreorgani-
sation, gezwungen, mehr Räumlichkeiten zu schaffen. So wurde im Jahre
1835 der sogenannte Neue Bau (Westtrakt) um einen weiteren Stock erhöht
und damit wurden zwei neue Schlafsäle geschaffen. Schon damals sah die
Behörde den Grund für die Zunahme der Kinder in der wachsenden «Sorg-
losigkeit und Liederlichkeit» der Eltern, in der «überhandnehmenden Ge-
nußsucht», welche deren wirtschaftliche Möglichkeiten übertraf, im
«Mangel an häuslichem Sinne» und in dem «traurigen Wahne mancher
Eltern, daß der Bürger ein Recht habe, wenn ihm die Sorge für seine Kinder
zu schwer falle, sie dem Waisenhaus zu übergeben». Zu dieser Zeit finden
wir zum ersten Mal einen Hinweis darauf, daß nicht wenige Kinder ins
Waisenhaus eingewiesen wurden, weil sie aus verkommenen und zerrütteten
Ehen stammten. Diejenigen Kinder, die trotzdem keinen Platz im Waisenhaus
fanden, wurden in Privatfamilien untergebracht; es bereitete aber schon
damals Mühe, geeignete Plätze zu finden. Hier liegt also der Anfang unserer
heutigen externen Fürsorge.

Die erwähnten Reformen bedingten verschiedene bauliche Arbeiten, die
innerhalb von zwei Jahren 40 000 Franken kosteten – eine für die damalige
Zeit recht beträchtliche Summe. Das Waisenhaus konnte diese finanzielle
Belastung umso eher tragen, als es 1836 seine Liegenschaften in St. Jakob,
die mit mancherlei Lasten verbunden waren, aber nur einen geringen Ertrag
abwarfen, zum Preise von 300 000 Franken an *Christoph Merian* verkaufen
konnte. Ein Viertel dieser Summe ging an das Bürgerspital, das dafür die
Verpflichtung übernahm, für die bisher im Siechenhaus verpflegten Kranken

zu sorgen. Im Jahre 1842 wurde die Waisenhauskirche durch den Architekten Riggensbach renoviert. Im Jahre 1850 konnte man, dank eines Geschenkes von Christoph Merian im Betrage von 50 000 Franken, die Kleine Kartause (Sunnehüsli) mit ungefähr zwei Jucharten Land erwerben und zur Aufnahme der kleineren Kinder einrichten. Die Räumlichkeiten in der Kleinen Kartause erwiesen sich aber bald als zu eng. Deshalb wurde im Jahre 1863 das sogenannte «Pflegehaus» (heute trägt es noch den Namen «Kinderhaus») gebaut und mit drei «Kinderfamilien» besetzt mit je einer «Pflegemutter». Das oberste Stockwerk wurde dem Verwalter des Waisenhauses als Wohnung angewiesen. Dieser zusätzliche Raum ermöglichte es, Kinder, die bisher ungenügend auf dem Lande «verpflegt» worden waren, zum Teil auch Kinder unter fünf Jahren und namentlich Findlinge, aufzunehmen. Man ging sogar soweit, daß die Kinder im «Pflegehaus» das erste Jahr ihres Elementarunterrichtes absolvieren konnten.

Eine große Verbesserung war die im Jahre 1837 vorgenommene Pflästerung (die leider in neuerer Zeit mit häßlichem Teer überzogen worden ist).

Über die Organisation der Kindergemeinschaft konnten wir bisher keinerlei genauere Angaben machen, weil es an einer eigentlichen Struktur, zumal einer differenzierten, fehlte. Personal und Kinder bildeten eine umfassende Hausgemeinschaft; die Kinder wurden, wie es hieß, «kasernenmäßig» geführt. Das ganze Leben spielte sich kollektiv, d.h. en masse ab. Die Schlafsäle wurden, ohne große Unterscheidung, mit so vielen Kindern angefüllt, als die Räumlichkeiten gerade Platz boten. Eine erste Verbesserung trat, wie wir gesehen haben, 1754 mit der Trennung der Erwachsenen von den Kindern ein. Aber dies geschah erst nach Kämpfen, die – für uns Heutige unverständlich – über hundert Jahre gedauert haben. Unter Waisenvater Burckhardt finden wir die ersten Ansätze zu einer Unterteilung der Kinder. Nach dem Vorbild des «Rauhen Hauses» bei Hamburg wurden Familienquartiere eingerichtet, in welchen eine nicht mehr so große Zahl Gleichaltriger vereinigt wurde. Damit war die Hoffnung verbunden, «der erzieherischen Tätigkeit einen sicheren Weg zu den Herzen der Kinder zu bahnen». Weit ging dieser Versuch aber nicht, denn die Schlafsäle mit 30 Kindern blieben bestehen.

Man richtete auch eine Hausbibliothek ein, deren alte Bestände noch heute vorhanden sind. Von großer Bedeutung war die nunmehr gewonnene Einsicht, daß die Beschäftigung der Kinder nicht den Zweck haben sollte, die finanziellen Lasten des Hauses tragen zu helfen, sondern vielmehr den Kindern einen gewissen Einblick in die verschiedenen Handwerke zu ermöglichen, der bei der Wahl eines Berufes wertvoll sein könnte. So wurde die fabrikmäßige Produktion im Jahre 1830 eingestellt. Die Beschäftigung,

besonders die der Knaben, gestaltete sich nun vielfältiger: Die einen Knaben übten sich unter kundiger Leitung in Kartonnage- und Papierarbeiten, in der Buchbinderei, in der Schreinerei und an der Drechslerbank; andere halfen in den Werkstätten des Schneiders, des Schuhmachers, wieder andere verfertigten Wollschuhe aus Tuchresten oder sie linierten Hefte für das Gymnasium. Der Erlös dieser Arbeit fiel nicht mehr in die Kasse des Hauses, sondern wurde für Spaziergänge und Ausflüge verwendet; damit war der Grundstein unserer Reise- und Geschenkkasse gelegt. Die Mädchen wurden damit beschäftigt, ihre Kleider und ihre Wäsche selbst anzufertigen, die älteren wurden zu Hausgeschäften herangezogen. Zum Teil hatten sie auch den sogenannten Pflegemüttern im «Sunnehüsli» zu helfen oder sie durften Handarbeiten verfertigen.

Die umfassende Reform der geistigen Bildung wurde ergänzt durch die Einführung des Turnunterrichtes. Die Knaben durften seit 1836 bei der Gesellschaft des Guten und Gemeinnützigen an solchem Unterricht teilnehmen, und zwar auf öffentlichen Turnplätzen. Diese Ortswechsel benutzten die Knaben zu allerlei Tun; deshalb wurden diese Turnstunden 1848 in das Waisenhaus verlegt.

Es wurde nun auch versucht, mit «Erholungen und Vergnügungen» etwas für Gemüt und Herz der Kinder zu tun. Bisher kannte man lediglich die Einrichtung des sogenannten «Nasenstriches», der die Kinder jeweils nach St. Jakob führte, wo sie sich an einer gebackenen Nase, einem karpfenartigen Speisefisch, und einem Glas «Schweizerblut» gütlich tun konnten. In diese Jahre fällt auch der Beginn der Teilnahme der Waisenknaben am Morgenstraich und an der Fasnacht, und zwar in «Soldatenuniform» (Wallensteinkostüme, die noch heute erhalten sind). Für die Anschaffung von Waffen und Uniformen bestand eine besondere «Militärkasse», die von freundlichen Gebern geäufnet wurde. Auch an den «Exercierübungen der Cadetten» durfte eine Anzahl Waisenknaben vorübergehend teilnehmen. *Johannes Brunner*, der im Jahre 1823 starb, schuf mit einem Vermächtnis die Möglichkeit, daß aus dem Ertrag seines Vermögens den Waisenkindern jährlich auf St. Johannistag ein ländliches Fest mit einem ordentlichen Abendessen bereitet werden konnte. An diesem Fest konnten die Knaben, welche bewaffnet auszogen, von ihren Schießwaffen nach Lust Gebrauch machen. Diese ländlichen Ausflüge vor die Tore der Stadt wurden bis in unsere Zeit hinein beibehalten. Noch heute feiern wir auf unserer Spielmatte im Herbst diesen Johannistag. In den Schulferien wurde ein Teil der Kinder mit ihren Eltern auf das Land plazierte, während die Zuhause-Bleibenden unter der Leitung ihrer Lehrer Ausflüge unternehmen konnten. Auch zum Besuch unserer Herbstmesse wurde den Kindern in der Regel Gelegenheit geboten.

Die Beschaffung der finanziellen Mittel für das Waisenhaus hatte seit der Französischen Revolution manche Änderung erfahren. Der Ertrag aus den Vermögenswerten, die sich im Laufe der Zeit aus wohltätigen Stiftungen gebildet hatten, war allerdings immer noch die wichtigste Einnahmequelle. Im weiteren warf das aus dem Verkauf der Liegenschaften zu St. Jakob gewonnene Geld einen Zins von $1\frac{1}{3}\%$ ab, der weit über dem früheren Ertrag dieser Betriebe stand. Freiwillige Schenkungen, testamentarische Stiftungen, die «Gottespfennige» (Zuwendungen bei Käufen von Liegenschaften durch Private) erreichten jährlich ansehnliche Beträge. Dazu kamen noch weitere, teilweise unsichere Einkünfte, wie der Inhalt der «Gerichtsbüchse», ein Anteil an den Bürgerrechtstaxen und an den Hundeabgaben. In diese Jahre fällt auch die Entstehung der «Sparkässli» der einzelnen Kinder. Außer den Geschenken von Verwandten und Bekannten floß in diese auch das sogenannte «Knabengeld»; beim Einsammeln des Almosens zu Weihnachten und Pfingsten standen nämlich an den Kirchentüren zwei Waisenknaben, in deren Hände von wohltätigen Personen eine besondere Gabe gelegt wurde (die hölzernen Sammelkässchen finden sich noch heute auf unserem Estrich).

Erziehungs- und Geistesleben im 19. Jahrhundert

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts war im Geistesleben eine stark philosophische Strömung vorherrschend, die mit umfassenden Ideen auf die verschiedensten Gebiete des menschlichen Forschens und Schaffens befruchtend wirkte (*Fichte, Schelling, Hegel*). Erschöpften sich die philosophischen Systeme oft in abstrakten Theorien, so entwickelten umgekehrt die exakten Wissenschaften in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts immer feinere Methoden zur Erforschung der Wirklichkeit. So bezeichnete zum Beispiel der große Historiker *Ranke* es als die höchste Aufgabe der Geschichtswissenschaft, «zu zeigen, wie es eigentlich gewesen sei». Es schien, als ob jetzt als einzige Philosophie nur noch der Positivismus möglich sei, der von feststellbaren Tatsachen ausging und jede unbeweisbare Metaphysik ablehnte. Der Siegeszug der Maschine, der großartige Ausbau des Verkehrs und die starke Ausbreitung publizistischer Mittel, die damals begann, verstärkte diese Tendenz noch. Hand in Hand mit dieser Entwicklung erhob sich die Forderung, daß die wertvollsten Güter der Kultur durch Unterricht allen Teilen des Volkes zugänglich zu machen seien, und daß alle Menschen nach Möglichkeit zu selbständigen und tätigen Mitgliedern der Gesellschaft erzogen werden sollten. Der Staat baute deshalb die allgemeinen Volksschulen immer weiter aus.

In der Erziehung waren zwar die Ideen Rousseaus und Pestalozzis nicht wirkungslos geblieben; sie fanden aber bei aller Ausgestaltung der Schule nur eine unvollkommene Verwirklichung. Immer wieder mußten Menschenfreunde in ernster, tiefgreifender Arbeit in Familie, Schule und Anstalt die eigentliche Erziehung in die Hand nehmen. Es ging zunächst darum, die



10

Lieder

für

Jung und Alt,

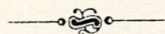
herausgegeben

von

J. J. Schaublin,

Lehrer an der Realschule in Basel.

Viele Beten gehn und gingen
Zwischen Erd' und Himmelsluft,
Solchen Gruß kann Keiner bringen,
Als ein Lied aus freier Brust.
J. v. Eichendorff.

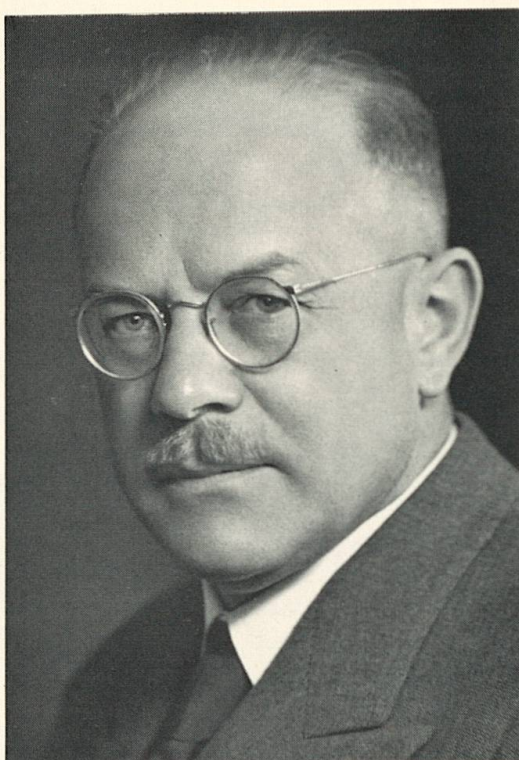


Basel,

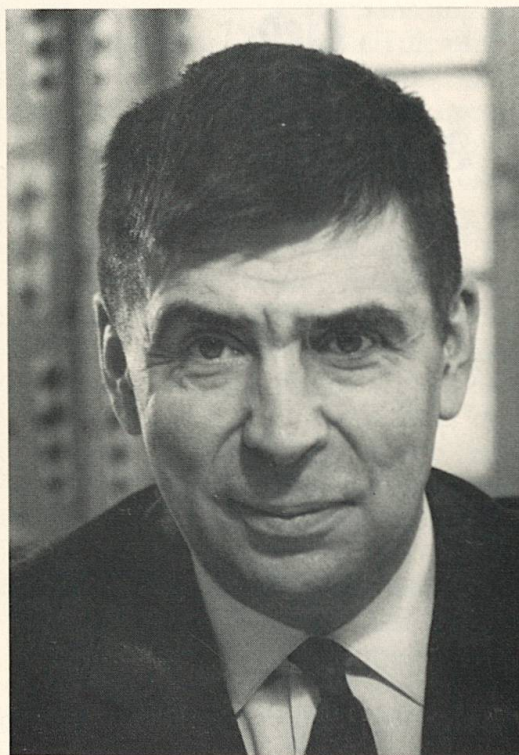
Bahnmaier's Buchhandlung (C. Dettloff).

1855.

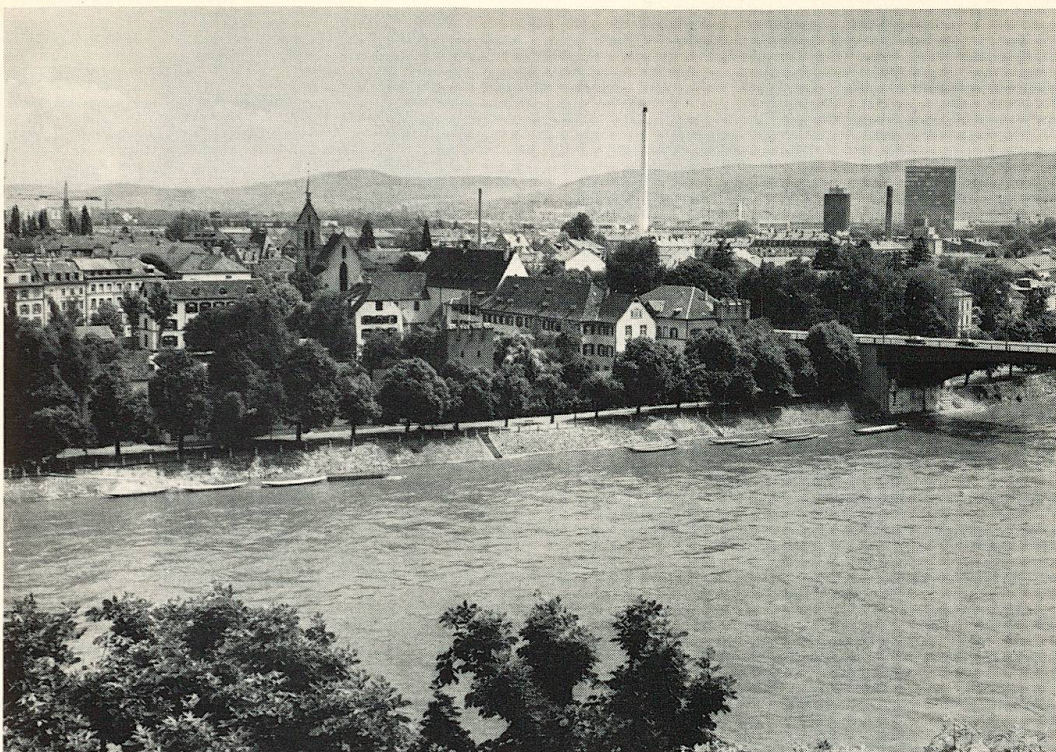
11



12



13



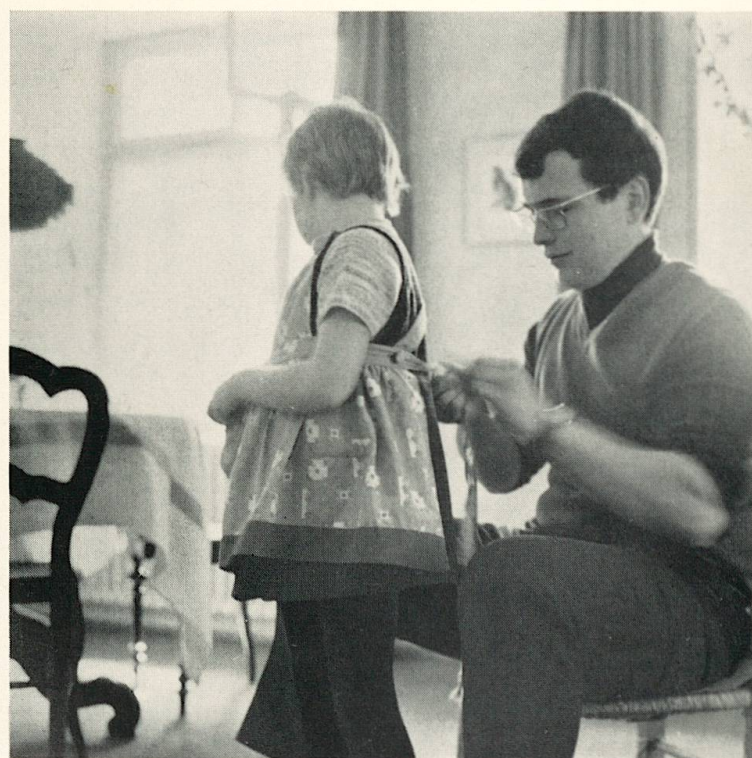
14



15



16



17

Seele des Kindes gründlich zu erforschen. Dies führte zu einer bisher nicht gekannten Entfaltung der Psychologie. Die Erziehungsarbeit widmete sich jetzt mehr als früher den Benachteiligten. In Anstalten begannen Erzieher eine hingebende und erfolgreiche Arbeit zum Nutzen der Gesellschaft zu leisten. Das «Jahrhundert des Kindes» (*Ellen Key*) hatte seinen Anfang genommen.

Das Bürgerliche Waisenhaus in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts

Die enormen Fortschritte in der damaligen Welt fanden auch in unserem Waisenhaus ihren Niederschlag. In der Gedenkschrift zum 200jährigen Bestehen des Bürgerlichen Waisenhauses stellt Waisenvater *J. J. Schäublin* (tätig von 1866–1898) seinem Bericht über den Zustand des Hauses folgendes Zitat voran: «Der wohlthätige Sinn der hiesigen Bürger und Einwohnerschaft hat die Vorgesetzten der Waisenanstalt in den Stand gesetzt, nicht nur die anfänglich gestellte Aufgabe zu lösen, sondern auch zu verschiedenen Zeiten zweckmäßige Verbesserungen anzuordnen und dazu noch Ersparnisse zusammenzulegen, welche die Ausführung mehr umfassender und daher in das Öconomische tiefer eingreifender Pläne zur Erweiterung derselben möglich machen.»

(Organisation des Waisenhauses zu Basel vom Jahr 1834).

Er schrieb dann weiter, daß für eine wahrhaft gedeihliche Durchführung der Reorganisation der 1830er Jahre wesentliche Voraussetzungen fehlten. So waren die räumlichen Verhältnisse des Hauses ungenügend. Er nannte besonders «die Zersplitterung des Haushaltes mit all seinen Übelständen in wirtschaftlicher und erzieherischer Hinsicht, welche entfernt werden sollten». Es war nötig, eine zweckdienlichere Küche und einen größeren Speisesaal einzurichten. Ebenso waren die sanitären Verhältnisse zu verbessern. Die zunehmende Belegung des Hauses erforderte eine vermehrte Anzahl Schlafsäle und die Einrichtung eines Turnsaales. Im Jahre 1871 konnten die umfassenden Renovationen der Gebäude des Waisenhauses beendet werden. Eine große Leistung stellten die damals geschaffene Wasserversorgung und die Kanalisation dar. Ferner wurde der südliche Querbau (zwischen Ost- und Westtrakt) mit dem südöstlichen Eckbau aufgestockt und der nunmehr ins Eigentum des Waisenhauses übergegangene Turm einbezogen. Der Speisesaal wurde zur Aufnahme von 200 Personen ausgebaut. Der Turnsaal wurde im Westtrakt, im Erdgeschoß des ehemaligen Kirchenschiffes, eingebaut. Im ersten Stock dieses Gebäudes wurden vier Klassenzimmer eingerichtet; das größte wurde zugleich als Andachtssaal benutzt. Waisenvater Schäublin rechnete damals, daß «die Anstalt infolge der letzten ausgedehnten Umbauten genügend Raum für 200 Kinder besitzt». Im Jahre 1871 betrug der

Personalbestand bei 141 Kindern 28 Personen. 153 Kinder waren in auswärtigen Pflegefamilien untergebracht. Über das Problem der Entscheidung, ob ein Kind einer Pflegefamilie oder dem Waisenhaus anvertraut werden solle, äußerte sich J. J. Schäublin so:

«Hat man nun zu wählen zwischen solchen Verhältnissen (Pflegefamilien) und der Anstaltserziehung? – Gibt es nicht Familien, in welchen fremde Kinder, insbesondere Waisen, gehalten sind wie die eigenen, gewissenhaft gepflegt und zu Kirche und Schule angehalten werden. Es wäre traurig, dies verneinen zu müssen; immerhin aber sind sie nicht so häufig, als man wohl glauben möchte. Denn die Rechtschaffenheit ist eben nicht die einzige Bedingung, welche zu erfüllen ist. Die Häupter solcher Familien müssen auch den Mut, den Willen und wohl auch die Selbstverleugnung haben, gegen verhältnismäßig geringe Entschädigung die ganze Last und Verantwortlichkeit, welche eine solche Aufgabe mit sich bringt, auf sich zu nehmen. Und nicht Jeder, der seine eigenen Kinder gut erzieht, ist auch geeignet zur Erziehung fremder. Da fällt es oft schwer, zwischen allzu großer Strenge und übel angebrachter Milde die richtige Mitte zu halten. Und doch ist gerade solchen Kindern eine feste, sich immer gleichbleibende Zucht so nötig, weil es ihnen so schwer fällt, die geordnete Freiheit des Familienlebens zu ertragen, eben weil sie an eine ungeordnete gewöhnt sind.»

Die Probleme der Alter und Geschlechter wurden damals so gelöst, daß im einen Teil des Hauses die Knaben und im anderen die Mädchen lebten, arbeiteten und schliefen. Die Verantwortlichen betrachteten dies als Vorteil und fanden, es sei für die gegenseitige Auseinandersetzung genügend, wenn sich die beiden Geschlechter und die verschiedenen Alter bei gemeinsamen Mahlzeiten, Morgen- und Abendandachten, bei häuslichen Festen und sonstigen Anlässen begegneten. Interessant ist übrigens, daß J. J. Schäublin in bezug auf das Pflegehaus davon spricht, die Kinder seien dort nach «Familien» gegliedert, und zwar «in einer Weise, welche eine besondere Behandlung nach Alter und Geschlecht möglich macht, ohne den wünschbaren Zusammenhang der Teile zu gefährden.» In der Tatsache, daß die übrigen Kinder alle in einem Kollektiv geführt wurden, sah man trotz einigen erkannten Schattenseiten vor allem die positiven Werte der Gemeinschaftserziehung. J. J. Schäublin berief sich in dieser Hinsicht auf den Jahresbericht von 1839, den wir hier zitieren:

«In mancher Hinsicht dient das Zusammenleben von Kindern verschiedener Altersstufen den Zwecken der Erziehung; viele Fertigkeiten eignet sich so der Nachahmungstrieb der jüngern Zöglinge an, manche Weichlichkeit gewöhnt das Beispiel der anderen ab; oft wird die falsche Ansicht am

wirksamsten durch die Einreden der Mitzöglinge widerlegt. Rauhe Seiten und scharfe Ecken der Unfügsamkeit und Unverträglichkeit des Charakters werden abgeschliffen, und oft wirkt auch gewiß das gute Beispiel der Genossen zur Wahl des Bessern, ihr Verwerfungsurteil zur Verminderung des Bösen; und da sich jeder Charakter bald in einer gewissen Selbständigkeit entwickelt, so übt ein jedes sich in einer Menschenkenntnis, die zwar auf einen engern Kreis beschränkt, aber umso genauer ist, so daß es oft merkwürdig ist, wie bald und richtig sie einander zu beurtheilen und den gleichen Gesellen aufzufinden vermögen. Besonders für die äußere Bildung wirkt da oft das Beispiel vortheilhaft. Mancher Handgriff wird dem Geschicktern abgelernt und die Erfindung und Kunst des Einen findet bald viele Nachahmer; denn der Wetteifer, den die Schule in Beziehung auf das Wissen mit christlicher Weisheit bieten und gebrauchen soll, zeigt sich auch oft sehr wirksam in dem Gebiete des täglichen Lebens und der Thätigkeit in Handarbeiten. Auch der Leidende findet wohl Theilnahme, am meisten vielleicht der Unrecht Leidende, weil Alle gleich geneigt sind, dessen Sache als die ihrige zu betrachten.»

Grundsätzlich treffen viele dieser Feststellungen noch heute zu, allerdings mehr im Rahmen unserer Gruppen.

Die Auffassungen von Waisenvater J. J. Schäublin zu verschiedenen wesentlichen Problemen verdienen überhaupt Beachtung. So bemerkt er etwa zu den besonderen Schwierigkeiten, qualifiziertes internes Personal zu finden:

«... und weil das Wesen des Kindes darauf angelegt ist, für seine innere Entfaltung ein Vorbild zu suchen; weil es bei dem natürlichen Bestreben, auch einmal eine Stelle im Leben auszufüllen, die Thätigkeit derer, welche dieses Ziel schon erreicht haben, mit scharfem Auge beobachtet: So ist wohl zu erwarten, daß gerade die unmittelbaren Vorgesetzten, deren Wirken und Charakter ihm nahegelegt sind, von ihm nachgeahmt und beurteilt werden. Mehr aber noch als die äußere Amtsführung wirkt auf das Kind das Gemütsleben seiner Erzieher; es hat einen feinen Sinn für die selbstverleugnende Liebe, welche ihm entgegen gebracht wird, und erkennt sehr leicht, ob die an ihm Arbeitenden in christlicher Eintracht zum Wohle der Jugend verbunden sind oder ob sie ihren eigenen Vorteil suchen. Es ist nicht so leicht, als man wohl glauben möchte, das Vertrauen der Kinder zu erlangen, und doch ist dies eine unerläßliche Bedingung einer gesegneten Kinderzucht. Ist aber dieses Vertrauen in die Liebe und Fürsorge der leitenden Personen in den Herzen der Kinder vorhanden, dann wird auch die Arbeit auf diesem schwierigen Gebiete leicht und lohnend zugleich. – Es ist nach diesem einleuchtend, wie

wichtig für das Wohl der Anstalt die Gewinnung solcher Arbeitskräfte ist, welche im bezeichneten Sinne einen Theil ihrer Lebenszeit mit hingebender Threue diesem Werke christlicher Barmherzigkeit widmen wollen. Nicht was äußerlich glänzt, oder groß ist vor der Welt, darf in einem solchen Hause gesucht werden; da gilt es mit verborgener Hingebung ihm zu dienen, der auch in das Verborgene siehet. Die Anstalt darf sich glücklich schätzen, je und je solche Gehülfen und Gehülfinnen gehabt zu haben und auch dermalen zu besitzen; wir irren nicht, wenn wir nächst Gottes Hülfe hierin den Grund des guten Gedeihens erblicken, dessen sich die Anstalt zu erfreuen hat.»

Die Frage des Kontaktes zwischen den Kindern und ihren Angehörigen hatte schon zu jener Zeit große Bedeutung; weil auch diese Gedanken J. J. Schäublins von erstaunlicher Aktualität sind, so seien sie hier wiedergegeben:

«...wohl hat sich die Behörde schon längst veranlaßt gesehen, eine besondere Verordnung über diesen persönlichen Verkehr zu erlassen... Sie ist sich aber wohl bewußt, damit nur die äußere Ordnung geregelt zu haben; die Gesinnung der Verwandten gegenüber der Erziehungsweise und Zucht des Hauses ist hier die Hauptsache und diese läßt sich nicht durch Reglemente umwandeln. Klar macht die Behörde hie und da von ihrem Recht Gebrauch, bei offenbar schlechten Einflüssen den Verkehr auf längere oder kürzere Zeit zu untersagen, ja sie könnte ähnlich wie in verwandten Anstalten die Besuchstermine verlängern oder wohl gar die Verbindung gänzlich aufheben, wenn sie nicht erkennte, daß damit auch die guten und wohlthätigen Einwirkungen auf die Kinder zum Schaden der Anstalt wegfallen würden und diese sind in ihrem Werte nicht zu unterschätzen. Ein Wort der Ermahnung und Warnung aus dem Munde einer treuen Mutter ist oft von überraschender Wirkung und das umso eher, je mehr es mit dem, was das Kind in der Anstalt zu hören bekommt, übereinstimmt. Dann wäre es auch nicht wohlgetan, die natürlichsten und heiligsten Bande, wenn sie auch die treueste Fürsorge und Pflege niemals ersetzen kann, zu zerreißen. Ist es doch ein wichtiger Grundsatz der Anstalt, sich so viel als möglich der Familienerziehung zu nähern und weil die Kinder, welche schon geraume Zeit im Waisenhaus wohnen, die Noth der Armuth und die Sorge für das täglich Brod nicht mehr aus unmittelbarer Anschauung kennen, so ist es für sie sehr heilsam, wenn sie bei den Besuchen ihrer Angehörigen immer wieder inne werden, welche Kämpfe das Leben mit sich bringt. Aber auch im allgemeinen müßte das Abschließen der Kinder von der Außenwelt, in welche sie doch später wieder eintreten müssen, auf ihre Entwicklung nur schädlich wirken. Fühlen

doch auch diejenigen, welche ihre Erziehung leiten, das Bedürfnis, nach einem zeitweisen Verkehr mit Personen aus andern Lebenskreisen.»

Andere Anschauungen wiederum berühren uns nach hundert Jahren eigenartig, so etwa die Feststellung, die Gewöhnung an unterschiedliche Kost der Erwachsenen und der Kinder, die beim gemeinsamen Essen im Speisesaal leicht zu Neid hätte führen können – sei heilsam, biete doch das Leben in bezug auf Nahrung, Bekleidung, Vergnügen usw. so viele Unterschiede, daß ein Kind nicht früh genug daran gewöhnt werden könne, das in seinen Augen Bessere mit zufriedennem Sinne zu entbehren. Hinsichtlich der Uniform und Kleidung, die ja erst vor etwa 50 Jahren abgeschafft worden ist, die aber schon damals wegen ihrer Gleichförmigkeit gerügt worden war, fand J. J. Schaublin, es sei auch in diesem Punkte das Familienleben nachzuahmen. Das Gefühl der Zusammengehörigkeit müsse auch durch die Kleidung bei den Waisen geweckt werden. Die Erziehung zur Arbeit wurde nicht mit der Armut der Waisen begründet, sondern damit, daß die «ehrliche Arbeit ein Segen, eine heilige Ordnung Gottes ist, und weil ohne sie das menschliche Leben weder Zweck noch Gehalt hat». Immerhin war der Waisenvater streng darauf bedacht, daß die Arbeit nach pädagogischen Gesichtspunkten zugeteilt werde. Nach heutigen Begriffen nahm sie allerdings einen recht großen Raum ein. Nach Paragraph 16 der damals geltenden Organisation des Waisenhauses galten folgende Bestimmungen:

«Außer den bestimmten regelmäßigen Beschäftigungen, wozu der Unterricht und die Schulaufgaben die Waisen verpflichten, werden den Kindern je nach ihren Kräften noch folgende häusliche Arbeiten übertragen:

- a) die Knaben werden zur Nachhülfe im Garten, bei vorkommenden Feldarbeiten oder wo es sonst im Haus oder Hof etwas zu tun gibt, verwendet; sie erhalten Anleitung zum Versägen und Spalten des Brennholzes und von den im Hause angestellten Handwerkern Anweisung zum Gebrauch der bei ihrer Arbeit vorkommenden Werkzeuge.
- b) Die Mädchen hingegen werden angehalten, die verschiedenen Räume des Anstaltshauses zu reinigen und zu ordnen. Bei dem Zurüsten der Gemüse, bei der Wäsche sowie auch bei Besorgung der jüngeren Mitwaisen nach Kräften thätig Hand anzulegen; in gehöriger Abwechslung sollen auch stets einige der ältesten weiblichen Zöglinge durch spezielle Verwendung für die Haushaltung der Waiseneltern sowie auch in den Familien der Pflegeanstalt besonders geübt werden.»

Das Waisenhaus wurde mit einer großen kinderreichen Familie verglichen, deren finanzielle Mittel die Anstellung von Dienstboten ja auch nicht er-

laubte. Da gebe es «mancherlei Geschäfte, welche die Kinder regelmäßig zu besorgen hätten».

In der Freizeit wurde für genügende Erbauung gesorgt. Es bestand eine große Bibliothek von ungefähr tausend Bänden. Das Personal ging mit den Kindern, die turnusmäßig nicht zu ihren Angehörigen gehen konnten, am Sonntag spazieren (ließ sie «ein Gläschen Wein» trinken), ließ sie im Hofe spielen und unterhielt sie zur Winterszeit meist an Sonntagabenden mit Musik, Gesang, passenden Erzählungen, Rezitationen und auch mit kleinen vaterländischen Schauspielen.

Die Internatsschule, an der in jenen Jahren immer noch festgehalten wurde, führten der Waisenvater, der Waisenprediger, 5 Lehrer, 2 Pflegerinnen und 2 Hilfslehrerinnen. Sie umfaßte 3 Abteilungen: a) die Primarschule mit 3 Klassen, b) die Sekundarschule mit 3 Knaben- und 4 Mädchenklassen, c) die Repetierschule für Knaben, die nicht die öffentlichen Schulen besuchten, und für ältere Mädchen. Grundlage und Mittelpunkt des Unterrichts bildete der Sprachunterricht. Einen ganz besonderen Platz nahm natürlich der Gesangsunterricht ein, nicht zuletzt deswegen, weil die Erlernung eines Musikinstrumentes nur wenigen Kindern möglich war. Der Gesang wurde als ein sehr wertvolles «Bildungsmittel» angesehen, «welches durch kein anderes ersetzt werden kann». Die sittlich-religiöse Bildung wurde in erster Linie durch den Religionsunterricht vermittelt. Gehorsam, Wahrheitsliebe und Dankbarkeit galten als Kardinaltugenden.

Als Strafe wurde in diesen letzten Jahren des vergangenen Jahrhunderts am häufigsten die Entziehung der Bewilligung des sonntäglichen Ausgangs eines Kindes verhängt. Vom «Entziehen der Kost oder einzelner Teile derselben für einen oder mehrere Tage» machte die Leitung nicht mehr so viel Gebrauch wie früher, womit aber deutlich gesagt ist, daß diese ungeeignete Strafe noch im letzten Jahrhundert angewandt wurde. Die Ehrenstrafen sollen zu jener Zeit noch weniger vorgekommen sein als der Kostentzug. Ebenso «die Einsperrung der Kinder auf kürzere oder längere Zeit mit Beschränkung der Kost auf Wasser und Brot den einen und Suppe den anderen Tag». In den Schulhäusern bestanden zwar zu jener Zeit immer noch «Gefängniszellen». Beim Waisenhaus jedoch wurde anläßlich der umfassenden Renovation von 1871 die vorhandene Zelle entfernt, weil sie in den vorangegangenen Jahren glücklicherweise nicht mehr gebraucht worden war. Man dachte also in dieser Hinsicht in der Kartause fortschrittlicher als in der allgemeinen Schule.

Die letzten drei Jahrzehnte des vergangenen Jahrhunderts brachten unserem Waisenhaus unter der überlegenen und kräftigen Führung Johann Jakob Schäublins große Fortschritte. Das Unterrichtswesen erfuhr eine

gründliche Modernisierung, wobei vor allem der überdotierte Religionsunterricht der Kinder abgebaut wurde. Im Jahre 1876 wurde für die kleinen Kinder ein Kindergarten eingeführt. Im selben Jahre gingen zum ersten Mal 35 Knaben und 2 Mädchen in die öffentlichen Schulen der Stadt. Damit war eine seit langem geführte Diskussion entschieden worden. Vom aufgeschlossenen Geist des Hauses zeugt auch, daß die sogenannten «Knabengelder» aufgehoben wurden, wohl um den Buben, welche bisher an den Kirchenportalen die Sammelbüchsen hinhalten mußten, den eher beschämenden Auftritt zu ersparen. Schon im Jahre 1886 wurde die interne Schule gänzlich aufgehoben. Zu jener Zeit übergab das «Almosenamt» (Bürgerliche Armenfürsorge) dem Waisenhaus den Betrag von 300 000 Franken mit der Verpflichtung, von nun an auch die erwachsenen Baslerbürger (Eltern versorgter Kinder) zu unterstützen. Damit war leider dem Waisenhaus eine artfremde Aufgabe übertragen worden. Einen Markstein in der Geschichte der wirtschaftlichen Entwicklung des Waisenhauses stellte die erste staatliche Subvention (von 20 000 Franken) dar. Anscheinend aus Prestigegründen wurde die Institution anno 1888 auf den Namen «Bürgerliche Waisenanstalt» umgetauft; diese Bezeichnung blieb bis 1930 in Gebrauch. Sodann gab J. J. Schäublin der ganzen Erziehungsarbeit im Waisenhaus eine umfassende Zielsetzung, indem er durchsetzte, daß alle Kinder möglichst gut auf ihr künftiges Leben vorbereitet werden sollten. Der nachmalige Inspektionspräsident, *Dr. Ernst Miescher*, zollte Waisenvater Schäublin hohes Lob. «Seine Verdienste um die Pflege des Gesanges haben ihm den Ehrendoktor unserer Philosophischen Fakultät eingetragen. Er hat dem Betriebe des Waisenhauses den Stempel seiner energischen und kraftvollen Persönlichkeit aufgedrückt und ein strenges, mitunter sogar hartes Regiment ausgeübt.»

Die allgemeine Entwicklung des Erziehungs- und Bildungswesens im 20. Jahrhundert

Mit der Jahrhundertwende entstand in ganz Europa eine starke Bewegung, welche die Erneuerung des Erziehungs- und Bildungswesens zum Thema hatte. Es ging darum, religiös-pietistische Erziehungsmethoden abzubauen, Klassen- und Standesunterschiede zu überwinden, die Bildungsbedürfnisse neuer Berufsgruppen anzuerkennen und damit das Bildungswesen der industriellen Gesellschaft und dem neuen Stand der Wissenschaften anzupassen.

Besondere Erwähnung verdient die Entwicklung der sozialen Fürsorge. Bis zum Ersten Weltkrieg wurde eine organisierte Fürsorge nur von privaten Stellen betrieben. In den Zwanzigerjahren setzte sich dann beim Staate die Einsicht durch, daß hier eine Verantwortlichkeit und Pflicht der Allgemeinheit gegenüber bestehe. So wurden eine ausgedehnte Sozialgesetzgebung

geschaffen und eine systematische Fürsorge aufgebaut. Dies führte auch zur Gründung einer ganzen Reihe staatlicher Erziehungsheime.

Die beiden großen Weltkriege haben diese ganze Entwicklung zwar noch einmal retardiert, zum Teil unterbrochen, jedoch nicht aufgehoben.

Die Entwicklung des Waisenhauses im 20. Jahrhundert

Organisation, Erziehungssystem und Bauten des Waisenhauses blieben bis nach dem Ersten Weltkrieg auf dem oben beschriebenen Stande. Die Aufgaben wurden, nach einer damaligen Zusammenstellung, wie folgt eingeteilt:

«A. Versorgungswesen

- a) im Waisenhaus versorgte Kinder
- b) in hiesigen oder auswärtigen Familien versorgte Kinder
- c) in anderen Anstalten versorgte Kinder
- d) versorgte Erwachsene (Eltern versorgter Kinder)

B. Lehrlingswesen

C. Unterstützungswesen

- a) Kinder der unterstützten Familien
- b) erwachsene Personen der unterstützten Familien.»

Die Kinder waren nach wie vor in drei Abteilungen: einer Knabenabteilung, einer Mädchenabteilung und einer Kleinkinderabteilung (im Pflegehaus) untergebracht. Schwächlichen Kindern wurden jeweils in den Sommerferien durch einen Landaufenthalt Erholung und Stärkung vermittelt. Die traditionellen Hausfestlichkeiten, welche als Abwechslung dienten, wurden weitergeführt, so das Johannisfest. Wie schon früher bildete auch damals das stimmungsvolle Weihnachtsfest den Höhepunkt im Gang des Jahres. Die Inspektion lud die Öffentlichkeit noch zu einer gesanglichen Weihnachtsaufführung ein. Die Jugendlichen durften jedes Jahr eine zwei- bis dreitägige Schweizerreise aus dem Fonds der bestehenden Reisekasse miterleben. Obwohl der Geist, der im Waisenhaus atmete, im Vergleich mit ähnlichen Anstaltsbetrieben als weltoffen zu bezeichnen war – für unsere heutigen Vorstellungen war er noch immer recht eng. Um dies zu belegen, sei aus der damals für die Mädchen geltenden Hausordnung der Abschnitt über den Schulweg zitiert:

«a) *Geboten ist*

1. Paarweise ruhig und anständig sich in die Schule zu begeben.
2. Bis in den Schulhof in geschlossenen Reihen zu bleiben.
3. Für Bücher etc. immer die Schultaschen zu benützen.
4. Für den Heimweg sich rasch im Schulhof einzustellen.
5. Nach der Rückkehr die Hüte, Halstücher und Schultaschen an ihren bestimmten Ort zu versorgen und sich nicht im Arbeitszimmer aufzuhalten.
6. Daß diejenigen Mädchen, welche Geschäfte haben, ihre Schulröcke sofort mit den Haus- oder Putzröcken umtauschen.
7. Daß Schülerinnen, welche Arrest haben, dies nach ihrer Rückkehr sofort Herrn Vater anzeigen, ebenso, wenn sie Strafaufgaben haben, der Lehrerin Anzeige machen, welche ein Verzeichnis hierüber führt.

b) *Verboten ist*

1. Für andere Kinder Schulsachen zu tragen.
2. Auf dem Schulweg einander am Arm zu führen.
3. Sich im Schulhof bei anderen Mädchen aufzuhalten.
4. Bücher oder sonstige Gegenstände von anderen Kindern heimzubringen oder solchen zu geben.
5. Mit Angehörigen auf dem Schulweg oder in den Schullokalien zu verkehren.
6. Briefe für irgend jemand mitzunehmen.»

Wir verspüren noch immer jenen starken Hauch einer «Anstaltserziehung», die darauf ausging, den Lebenston der Kinder zu dämpfen; denn die Gesellschaft empfand die Elternlosigkeit irgendwie als schicksalhaften Makel. Es wurde versucht, in der Erziehung der Waisenkinder das Risiko aus dem Leben auszuschalten, und man befließigte sich daher einer übertriebenen Vorsicht. Der Erzieher wollte die Verantwortung Schritt für Schritt tragen und erstickte damit bei allen schwächeren Charakteren die ursprünglichen Gefühle der Sicherheit, Geborgenheit und Freiheit. Der Tagesablauf stand immer noch im Zeichen des großen Kollektivs, der «Massenabspeisung» und der «Massenlagerung». Die Erinnerungen mancher älterer «Ehemaliger», die uns hie und da besuchen, bestätigen uns die Enge der damaligen Atmosphäre.

So wurde uns erzählt, daß das gemeinsame Essen im Speisesaal stets von zwei Lehrern beaufsichtigt wurde, die ihr Essen vor oder nach den Kindern einnahmen. Selbstverständlich wurde damit die Lust provoziert, dieser strengen Ordnung im Geheimen zu opponieren – etwa so, daß die Kinder zähes Fleisch von Hand zu Hand bis zum äußersten Kind weitergaben, daß dann die Aufgabe hatte, das betreffende Stückchen in einer Spalte der hölzernen Täferwand verschwinden zu lassen. Böse Zungen könnten be-

haupte, aus diesem Grunde seien bei der Renovation des Speisesaales die Wände mit den wenig sympathischen braunen Tonplättchen versehen worden. Es sei aber nicht unerwähnt, daß alle Ehemaligen aus dieser Zeit außer derartigen «Müsterchen» auch viel Positives zu erzählen hatten. So sagten sie uns immer wieder, daß sie zu Anstand und Fleiß erzogen worden seien, daß sie eine gute berufliche Ausbildung genossen hätten und für das Leben gerüstet worden seien. *Bernhard Frey* selbst, der von 1898–1928 Waisenvater war, schreibt im Jahresbericht von 1924: «Wenn in den Mauern der alten Kartause die Devise lautete *«memento mori»*, so gilt heute als Grundsatz *«memento vivere»*. Wir reden durchaus der Lebensbejahung das Wort und halten dafür, daß Heiterkeit der Himmel ist, unter dem alles gedeiht, angenommen Gift.»

Die eigentliche Abkehr vom alten Erziehungssystem brachte erst das Ende der Zwanzigerjahre. Nach der Wahl *Hugo Beins* zum Waisenvater beschloß die Inspektion im Jahre 1928 tiefgreifende organisatorische und bauliche Änderungen. Ausgangspunkt war das Bestreben, eine moderne Waisenerziehung zu ermöglichen. Es wurde erkannt, daß das bisherige Kollektivsystem den neuen pädagogischen Forderungen nicht mehr genügen konnte. Deshalb wagte die Inspektion den großen Schritt, das ganze Waisenhaus in Familiengruppen einzuteilen, um so eine familiäre Betreuung und individuelle Entfaltung der Kinder sicherzustellen. Es wurden sieben Gruppen mit zunächst je 12–18 Kindern gebildet. Jede Gruppe erhielt ihre eigene Wohnung, bestehend aus Schlafzimmern, Waschraum, Aufgaben-, Arbeits- und Bastelzimmern, einer Wohnstube, einem Erzieherzimmer und einer Toilette. Diese Gruppen erhielten wohlklingende Namen, die sich bis heute erhalten haben (*Sunneschyn* und *Immergrün*; *Jubilate* und *Felicitas*; *Kartause*, *Musica* und *Excelsior*). Ein großer, ein bahnbrechender Schritt vorwärts war getan. Diese Aufteilung schuf die Möglichkeit, in kleinem Rahmen einen gesunden Gemeinschaftsgeist zu schaffen, und sorgte dafür, daß keine verflachende Massenerziehung mehr aufkommen konnte. Die Gruppenbildung erfüllte einen lange gehegten Wunsch: Man rückte endlich der Familienerziehung näher. Allerdings, etwas fehlte damals noch: die Mischung der Geschlechter und Altersstufen. Die Gleichaltrigkeit wurde als Vorteil empfunden, wenn zum Beispiel ein Knabe, der ins Flegelalter kam, in eine andere Gruppe, wo gleichartige Alterskameraden waren, versetzt werden konnte. So stieg ein Kind seiner seelischen und körperlichen Entwicklung gemäß von Stufe zu Stufe, bis es zuletzt in die Gruppe der Lehrlinge gelangte, wo ihm größere Freiheiten zustanden. Die Aufrechterhaltung einer harmonischen Ordnung gestaltete sich in der Gruppe viel natürlicher. Endlich konnte man auf die schematische Erziehung zur Disziplin (Zucht)

verzichten. Auch die alltäglichen «Ämtchen» (Hausgeschäfte) mußten nicht mehr aufgrund eines starren Programms erfüllt werden, sondern im Rahmen der kleinen Lebensgemeinschaft. Noch setzte sich allerdings die große Gemeinschaft an die Tische im Speisesaal. Das tägliche Leben bot aber noch immer genügend Gelegenheit, tragfähige Beziehungen zwischen den Kindern und ihrer Gruppenerzieherin herzustellen. Dieses persönliche Verhältnis ist wohl die Hauptursache dafür, daß seither – in der Gruppe – von familiärer Geborgenheit gesprochen werden konnte. Das Gruppensystem bewährte sich gut und fand im Laufe der folgenden Jahre weitherum Nachahmung.

Selbstverständlich bedingte die Einführung des Gruppensystems eine Reihe von Umbauten. 1929 wurde die Knabenabteilung umgebaut, gleichzeitig der Kartäusersaal eingerichtet und die Küche modernisiert. Die Kirche erfuhr eine gründliche Renovation. Im Garten wurde ein Spielplatz angelegt. Im Jahre 1930 wurde der vorübergehend eingeführte Name «Waisenanstalt» mit dem althergebrachten, im Volke verankerten Namen «Bürgerliches Waisenhaus» vertauscht. 1931 wurde die Mädchenabteilung umgebaut, ebenso das Bibliotheksgebäude und das sogenannte Krankeli (ehemals Fruchtschütte). Ins gleiche Jahr fällt eine Reform der externen Fürsorge. Das Unterstützungswesen für Erwachsene (Eltern von versorgten Kindern) wurde an das Bürgerliche Fürsorgeamt abgetreten. Dafür mußte das Bürgerliche Waisenhaus nunmehr die gesamte Kinderversorgung übernehmen. Unsere Institution erhielt den Namen «Jugendfürsorge der Bürgergemeinde». In diesem Jahre sah sich der Waisenvater veranlaßt, das Johannisfest auf die Spielwiese zu verlegen, weil er es wegen der Verkehrsschwierigkeiten als ungünstig ansah, Ausflüge in die nähere Umgebung der Stadt zu unternehmen. Um die Unterrichtung in Musik noch mehr zu fördern, wurde ein Musikfonds gegründet, der uns noch heute sehr wertvolle Dienste leistet und auch immer wieder freudige Spender findet.

In den Krisenjahren zeigte es sich immer deutlicher, daß die Jugendlichen, wenn sie zum Antritt einer Lehrstelle aus dem Waisenhaus entlassen wurden, das Gefühl seelischer Heimatlosigkeit empfanden. Dies bedeutete für sie eine zusätzliche Gefährdung, besonders, wenn der Lehrmeister oder der Logisgeber nicht willens oder nicht fähig war, sich ihrer anzunehmen. Solche Erfahrungen führten dazu, daß im Jahre 1938 im ehemaligen Kapitelhaus die Lehrlingsgruppe «Flamme» eingerichtet wurde. Der Zweite Weltkrieg brachte zunächst auch dem Waisenhaus eine gewisse Stagnation und Beschwerlichkeiten. So mußte im Jahre 1940 angeordnet werden, daß die «guten Stuben» sowie die Schlaf- und Personalzimmer nicht geheizt werden durften. Die drei Kleinkindergruppen wurden im Sommer auf den Sonnenberg bei Luzern evakuiert.

Von außen wurden Berechtigung und Wert der Kollektiverziehung im Heim oft in Frage gestellt. So zieht sich die Diskussion über das Problem Familien- oder Heim- (Anstalts-) Erziehung wie ein roter Faden durch die seit 1834 gedruckt erschienenen Jahresberichte der Waisenhaus-Inspektion. Ausgiebig und gültig hat Waisenvater Hugo Bein zu dieser Kontroverse Stellung genommen:

«Für die meisten Fürsorgestellen ist die Frage von Bedeutung, wie kann die fehlende Familienerziehung ersetzt werden; geschieht dies durch Unterbringung der Kinder in einer fremden Familie oder durch Versorgung in einer Anstalt? Der ganze Anstaltsstreit wäre gewiß sachlicher und gerechter gelöst worden, wenn man für die Erziehung in der leiblichen Familie und für die Erziehung in einer fremden Familie nicht dasselbe Wort «Familienerziehung» gebraucht hätte. Dieses eine Wort, jahrzehntelang für zwei grundverschiedene Begriffe verwendet, hat zum Trugschluß geführt, es ließen sich die guten Einflüsse der leiblichen Familie ohne weiteres auf die Erziehung in Fremdfamilien übertragen.

Man mag die Fürsorgeerziehung in Pflegefamilien noch so hoch bewerten, die Erziehungseinflüsse der leiblichen Eltern, die Sprache des Blutes, sind auch unter den günstigsten Verhältnissen in einer Fremdfamilie nicht vorhanden. Ist man sich dieser Tatsache bewußt, dann ist das größte Hemmnis, das eine gerechte Beurteilung der Anstaltserziehung verunmöglichte, beseitigt. Die Anstaltserziehung ist der Erziehung in Pflegefamilien nicht unterlegen, sondern zum mindesten gleichzusetzen. Die Anstaltserziehung ist nicht Ersatz der Ersatzerziehung in Fremdfamilien, sondern eine der zwei Möglichkeiten, die Kinder außerhalb der natürlichen Familie zu erziehen.

Die Erziehung in der Anstalt ist in vielen Fällen der Ersatzerziehung in Fremdfamilien gleichzusetzen. Oft ist ihr wegen ihres sozialen Grundzuges der Vorzug zu geben. In der Anstalt können gesellschaftliche Unzulänglichkeiten auf dem Gebiete der Erziehung ausgeglichen werden. Keine Nebenziele hemmen diesen Zweck. Mögen die Verhältnisse, aus denen die Kinder stammen, sein wie sie wollen, alle werden als Gleichwertige unter Gleichwertigen aufgenommen. Das ist anders beim Zusammenleben von Pflegekindern mit Kindern eigenen Blutes, wodurch so oft die Jugend des Pflegekindes beschattet wird.

Wie in einem guten Pflegort muß sich das Kind auch in der Anstalt aus eigener Kraft durchsetzen; seine Fehler kommen unerbittlich zu Tage und werden wirksam bekämpft; es findet aber für sein körperliches, geistiges und seelisches Gedeihen einen gut vorbereiteten Boden. Frühzeitig wird es mitverantwortlich am Leben einer Gemeinschaft und wächst in die

Aufgaben eines Staates im Kleinen hinein. Es lernt gehorchen und befehlen, ausführen und organisieren. Es lernt oft unter Überwindung von Hemmungen der eigenen Natur etwas, das im Leben sehr wichtig ist: Bestimmtes zu wollen und den Willen mit anständigen Mitteln durchzusetzen. Darum tritt eine gute Anstaltserziehung nicht störend, sondern ergänzend neben jene der Familien. So werden Äußerungen wie folgende verständlich: «Die Gruppenerziehung in einer Erziehungsanstalt ist eine soziologische Erziehungsform einer Familie höherer Ordnung» (Lietz); «Die Grundstufe der Gemeinschaftserziehung ist das Gruppenleben» (Jahn: Machtwille und Minderwertigkeit).

Gerade gedrückte, geängstigte, scheue Kinder empfinden das aussöhnende Heimatrecht der Gruppenerziehung wohltuend und erwachen zu Selbstvertrauen und Lebensmut. Darin liegt ein wertvoller Ausgleich sozialer Mißverhältnisse, aus denen die größte Zahl der Anstaltszöglinge auch bei uns kommt. Die Anstalt ist der Zufluchtsort für mancherlei Art entwurzelter Kinder. Durch den Ausgleich werden für jedes einzelne Kind gleich günstige Vorbedingungen zur Entfaltung seiner Anlagen und Fähigkeiten geschaffen.»

Ende der dreißiger Jahre fanden die Erkenntnisse der modernen Kinderpsychiatrie über die fundamentale Bedeutung der Mutter-Kind-Beziehung ihren Eingang in die Praxis unseres Landes. Nun wußten die Fachleute, welche große seelische Schädigungen häufige Wechsel des Pflegeortes, besonders bei sensiblen Kindern, verursachen konnten. Sie wurden dadurch einerseits angeregt, den Gründen der vielen Wechsel nachzugehen, und andererseits erkannten sie immer mehr die Notwendigkeit, Kinder, die durch ihre Verhaltensstörungen und ihre Entwicklungshemmungen auffielen, genauer untersuchen zu lassen. Damit reifte der Plan zur Schaffung eines eigenen Beobachtungsheimes. Unmittelbaren Anstoß zur Errichtung des Beobachtungsheimes «Sunnehüsli» im Jahre 1945 gab der große Anfall von Kindern der externen Fürsorge, die es durch den Psychiater zu begutachten galt. Mit privaten Spenden und einem Beitrag des Arbeitsrappens konnte der Umbau finanziert werden. Das Beobachtungsheim wurde dem Waisenhaus unterstellt und die ärztliche Leitung der Psychiatrischen Poliklinik für Kinder und Jugendliche zugewiesen. Es konnten zwölf Kinder im Alter von 4-9 Jahren aufgenommen werden. Schon bald zeigte sich, daß die Beobachtung hinter den Erziehungsaufgaben scheinbar verschwand. Die meisten Kinder wurden verwahrlost überbracht, und die Umweltschäden waren oftmals schlimmer als die persönliche Veranlagung.

1961 sah sich die Inspektion genötigt, das Beobachtungsheim zu schließen. Es hatte sich gezeigt, daß in den engen Räumen kein ersprießliches Wirken

möglich war. Eine tiefere pädagogische Zusammenarbeit des Beobachtungsheimes mit dem Waisenhaus kam aus verschiedenen Gründen nicht zustande. Überdies war es immer schlimmer, geeignetes Personal zu finden.

Immer mehr Kinder aus zerrütteten Verhältnissen (aus geschiedenen oder getrennten Ehen) fanden im Waisenhaus Aufnahme. Damit wuchs auch die Zahl verhaltens- und entwicklungsgestörter Kinder. Es war deshalb nötig, die Kinderzahlen in allen Familiengruppen zu verringern, damit die Erzieherinnen sich noch vermehrt mit dem einzelnen Kinde beschäftigen konnten.

Die angebaute Entwicklung von der gefürchteten Anstalt mit ihrer anonymen Massenatmosphäre zu einem Heim von persönlich-individuellem Zuschnitt fand auch unter der Führung des 1946 neu gewählten Waisenvaters *Arnold Schneider* ihren glücklichen Fortgang. Im Jahresbericht 1948 findet sich eine interessante Übersicht über den Wandel im Verhältnis zwischen Waisenkindern und Kindern aus zerrütteten Ehen von 1872 bis 1948. Waren es 1872 noch 73,4% Waisen, so finden wir schon 1948 nur noch deren 13% (heute 10%). Auf die Frage, weshalb die Zahl der Waisen abgenommen habe, antwortet Waisenvater A. Schneider:

- «1. Unsere Heimat hat seit 100 Jahren keine Kriege und keine Bürgerwirren mehr im eigenen Land gesehen.
2. Unserer Stadt sind die früher gefürchteten Seuchen erspart geblieben. Welche Verheerung eine Epidemie zur Folge hatte, konnten wir bei der im vergangenen August aufgetretenen Scharlachwelle schwach ahnen.
3. Der Gesundheitszustand der Bevölkerung hat sich im allgemeinen gebessert und die Leute sterben später.
4. Das Versicherungswesen ist sowohl auf privater wie auf öffentlicher Basis ausgebaut worden, so daß in manchen Fällen eine Mutter ihre Kinder ohne Hilfe der öffentlichen Hand durchbringen kann.»

Die relativ vielen Kinder, die aus zerrütteten Ehen stammten und nur vorübergehend im Waisenhaus blieben, bedeuteten für die Familiengruppe eine arge Beunruhigung und damit eine große Belastung der Erzieher. Es wurde deshalb nach einer besseren Lösung für temporäre Aufnahmen gesucht. Auf Antrag des Waisenvaters bewilligte die Inspektion im Jahre 1951 die Errichtung einer Aufnahme- und Durchgangsstation. Zum erstenmal wurde hier die Mischung der Geschlechter verwirklicht (Beginn der Koedukation in der Gruppe). Die dauernde seelische Belastung des Erziehungspersonals rief immer mehr einer Reduktion der Gruppengröße, wobei man die Zahl von 10–12 Kindern pro Gruppe optimal nannte. Wie sehr sich das Waisenhaus immer wieder bemühte, mit der Entwicklung Schritt zu halten und auch den neuen Bedürfnissen der Kinder gerecht zu werden, unterstreicht ein Auszug aus dem Jahresbericht 1956:

«Auch für die Führung unseres Waisenhauses gilt das Sprichwort: «Wer rastet, der rostet». Immer wieder hat sich der Waisenvater die Frage zu stellen, ob die Organisation des Hauses den Bedürfnissen der Kinder gerecht wird. Ein Haus mit Traditionen wird das organisch Gewachsene mit Sorgfalt hegen, daneben aber die Diskussionen auf dem Felde der Heilpädagogik mit aller Sorgfalt verfolgen. Johann Heinrich Pestalozzi ist nicht müde geworden, die Rolle der Mutter und die Wichtigkeit einer warmen Wohnstubenatmosphäre zu betonen.»

Im Sinne einer Pionierstation, wo man die Mischung der Geschlechter und die Betreuung der durch zerrüttete Familienverhältnisse besonders geschädigten Kinder erproben wollte, wurde im Jahre 1957 am Pfaffenlohweg in Riehen in einem Einfamilienhaus ein Durchgangsheim gewissermaßen als Großfamilie eingerichtet. Diese Form der Fremderziehung wurde seit einigen Jahren von Fachleuten empfohlen und angestrebt. Eine Erzieherin, unterstützt von einer Praktikantin, führte dort eine Gruppe von etwa 6–8 kleineren Knaben und Mädchen.

Von Schweden herkommend wurde bei uns die Forderung laut, auch die Erziehungsarbeit nach modernem Gesichtspunkt einzuteilen. Es wurde sogar davon gesprochen, es sei ein Betrieb mit achtstündigen Schichten einzurichten, damit das Erziehungspersonal die Vorteile neuzeitlicher Arbeitszeitregelung genießen könne. Das Waisenhaus konnte sich aber mit derartigen Überlegungen nicht befreunden und hielt glücklicherweise am hergebrachten System fest, daß die Gruppe eine Art Familieneinheit bilde und deshalb von ein und derselben Erzieherpersönlichkeit zu prägen sei.

Bei der bisherigen Gruppeneinteilung war es nicht zu vermeiden, daß Geschwister, die miteinander ins Waisenhaus eintraten, getrennt werden mußten. Diese weitere Frustration bildete den hauptsächlichsten Anlaß zu überprüfen, ob es nicht möglich wäre, auch geschlechtlich gemischte Gruppen einzuführen. Der Waisenvater führte vor allem auch ins Feld, daß «Kinder, welche eine Ehescheidung mitangesehen und am eigenen Leib erlebt haben, was das Auseinandergehen von Vater und Mutter bedeutet, Mühe haben, eine vernünftige Beziehung zum anderen Geschlecht zu finden». Zudem galt als Erfahrung, daß in Gruppen gleichaltriger Knaben Führernaturen mit ungünstigen Charaktereigenschaften zu Opposition gegen Erzieherinnen provoziert wurden, weil unter Alterskameraden sich keiner durch besonderes Bravsein auszeichnen wollte. Man stellte für die Einführung der Koedukation in den Gruppen folgenden Plan auf, der sich in fünf Etappen vollzog:

«1. Neubau der Lehrlingsgruppe (Platz für Lehrlingsgruppe «Flamme» und die Knabengruppe «Excelsior»)

2. Überholung der jetzigen Räume der Knabengruppe «Excelsior» für eine gemischte Gruppe
3. Überholung der jetzigen Räume der Knabengruppe «Musica» für eine weitere gemischte Gruppe
4. Umgestaltung des Kleinkinderhauses
5. Umgestaltung der Räume der jetzigen Mädchengruppen «Jubilate» und «Felicitas»»

Der Bau des Lehrlingsheimes mit zwei Gruppenwohnungen konnte 1961 bezogen werden. Der Umbau des Nordwestflügels wurde 1965 beendet, so daß die beiden Gruppen «Cantate» und «Musica» einziehen konnten. Die Umgestaltung des «Kinderhauses» (Bau aus dem Jahre 1863) vollzog sich zur Hauptsache in den Jahren 1966 und 1967. Damit waren die vier ersten Punkte des aufgestellten Programmes glücklich zu Ende geführt. Die Kosten des Neubaus des Knaben- und Lehrlingsheims beliefen sich auf 1 100 000 Franken und diejenigen des Umbaus der beiden Gruppen «Cantate» und «Musica» auf 650 000 Franken.

Bei den Neu- und Umbauten wurde danach getrachtet, eine Umgebung zu schaffen, die ein vernünftiges Maß an Behaglichkeit gewährt, wo sich Kinder und Erzieher zu Hause fühlen. So wurde dazu beigetragen, in den Kindern ein Gefühl berechtigten Stolzes auf ihre Umgebung zu entwickeln. Zimmerschmuck, Ausstattung und Möblierung wurden auf die Kinder abgestimmt; freundliche Farben sollen die Kinder ermutigen, ein lebendiges Interesse an ihrem Heim zu gewinnen und ihre Kräfte wachzuhalten und Sorge zum anvertrauten Gut zu tragen. Unnötige Uniformierung wurde vermieden und somit Gelegenheiten geschaffen, in der Anordnung der Möbel, in der Wahl der Farben und in der Aufstellung persönlicher Dinge mehr als bisher dem jeweiligen persönlichen Geschmack Raum zur Entfaltung zu geben. Jedem Kind wurde genügend Platz eingeräumt, wo es seine persönlichen Habseligkeiten aufbewahren konnte. Dabei war klar, daß es für eine gedeihliche Erziehungsarbeit nicht allein auf den äußeren Rahmen ankommt, sondern daß vielmehr erst die Hingabe und das Verständnis des Erziehungspersonals ein Gefühl der Geborgenheit und das Glück der Kinder schaffen. Die Leitung konnte – und kann heute noch – feststellen:

«Wir sind froh, Erzieherinnen als Gruppenmütter zu haben, die mit den kindlichen Entwicklungsstufen vertraut sind, die mit innerer Freude und mit Liebe an die Kinder herantreten, die sich aber auch klar sind, daß sie die Kinder nicht zu eng an sich binden dürfen. Die Erzieherin soll die Mutter ersetzen und darf die Mutter des Kindes doch nicht verdrängen. Der Außenstehende ahnt nicht, wie schwer es für die Erzieherin manch-



18



19



20



21



22



23



24



25

mal ist, in ihrer Aufgabe eine ausgleichende Haltung zwischen notwendiger Liebe und gefährlicher Bindung einzunehmen.»

In der externen Fürsorge trat 1957 eine entscheidende Wendung ein, indem der zurückgetretene Waisenhauspfarrer durch einen geschulten Sozialarbeiter ersetzt wurde. Damit ist die fast 300jährige Epoche der Einrichtung der Waisenhauspfarrer zu Ende gegangen. Aber die neue Zeit erforderte diese Änderung gebieterisch. Das Pflichtenheft des Waisenhauspfarrers war in den vergangenen Jahrzehnten immer kleiner geworden. Auf der anderen Seite waren die Ansprüche an die auswärtige Fürsorge in fachlicher Hinsicht so sehr gestiegen, daß für diese Aufgabe ein gut vorbereiteter Fürsorger eingesetzt werden mußte. Dieser schilderte seine Aufgabe im Jahresbericht 1961 wie folgt:

«Von den 341 Kindern und Jugendlichen, welche im Berichtsjahre in unserer Fürsorge standen, sich aber nicht im Waisenhause befanden, wurden 161, also 36%, durch den Waisenvater oder durch unseren auswärtigen Fürsorger vormundschaftlich betreut. Es handelt sich dabei um eigentliche Vormundschaften, die mit der Ausübung der elterlichen Gewalt verbunden sind oder um sogenannte vormundschaftliche Aufsichten. Letztere werden in Basel, gestützt auf Art. 283/84 ZGB, durch das Jugendamt errichtet, wenn die Inhaber der elterlichen Gewalt zwar versagt haben, aber doch noch kein Anlaß besteht, ihnen die elterliche Gewalt zu entziehen. In unseren Fällen handelt es sich um Kinder, die einmal ihren Eltern weggenommen werden mußten, oder die in einem Ehescheidungsverfahren einem Elternteil zugesprochen wurden, der jedoch allein mit der Erziehungsaufgabe nicht fertig wird. Die vormundschaftliche Aufsicht will somit nicht an die Stelle der Eltern treten, sondern sie möchte diese in ihren Bemühungen unterstützen und aktivieren.

Diese Bestrebungen entsprechen den modernen Erkenntnissen und Methoden der Fürsorge, welche sich nicht mehr wie früher damit begnügt, finanziell zu unterstützen, Maßnahmen zu verfügen oder einschneidend in die Familienrechte einzugreifen. Es geht heute in der sozialen Arbeit je länger je mehr darum, den hilfsbedürftigen Menschen als Ganzheit und als Glied einer Gemeinschaft zu erfassen und ihn soweit zu bringen, daß er mit der Zeit die Hilfe nicht mehr nötig hat. Um das zu können, muß der Fürsorger danach trachten, den Hilfsbedürftigen im Hinblick auf die Ursachen seines Versagens zu erfassen und auch seine positiven Kräfte und die seiner bisherigen Umwelt zu mobilisieren. Eltern, die in der Erziehung versagt haben, können nicht einfach aus dem Lebenskreis ihrer Kinder entfernt und gestrichen werden. Es gehört zu den Aufgaben der Jugendfürsorge, dahin zu wirken, daß sie eines Tages wieder fähig

sind, ihre natur- und gottgewollte Funktion auszuüben. Daß dies nicht in allen Fällen gelingt, ist klar. Die Fürsorge muß daher auch von Fall zu Fall abwägen, ob sich der Einsatz lohnt und darf sich nicht in uferloses Experimentieren einlassen. Da wir praktisch keine Kinder ohne irgendwelche Angehörigen zu betreuen haben, nimmt diese «Doppelfürsorge» einen breiten Platz unserer Tätigkeit ein.»

Eine willkommene Gelegenheit, aus der Schule austretende Mädchen vor einer verfrühten externen Plazierung zu bewahren, bot sich, als 1960 das Lehrtöchterheim, das vorher vom gleichnamigen Verein geführt worden war, dem Waisenhaus – zunächst provisorisch – angegliedert werden konnte. Die definitive Integration erfolgte im Jahre 1963 mit dem Kauf des Lehrtöchterheimes. Gleichzeitig wurden dessen Innenräume renoviert. Damit konnte der Fortbestand des Lehrtöchterheimes in wirtschaftlicher und personeller Hinsicht gesichert werden.

Zu einem wertvollen Unternehmen führte in der Folge der anhaltende Personalmangel. Aufgrund eines Beschlusses der Inspektion konnte 1962 eine erste Klasse der «Berufslehre für Heimerziehung» eröffnet werden. Eingedenk der Tatsache, daß seit der Gründung von Ausbildungsstätten für Heimerzieher die Arbeit in den Heimen und Anstalten differenzierter und den Kindern angepaßter geleistet werden konnte, verfolgten die Initianten (der Waisenvater und die drei Hausväter der kantonalen Heime) den Zweck, mit der «Berufslehre für Heimerziehung» mitzuhelfen, die für die Arbeit in den Heimen in und um Basel notwendige Zahl von qualifizierten Erzieherinnen und Erziehern auszubilden. Waisenvater Schneider schrieb damals:

«Pestalozzi und Gotthelf sind nie müde geworden zu betonen, welche Rolle der Mutter, beziehungsweise der Gruppenmutter und welche Bedeutung dem «warmen Nest» für das heimatlose und bindingsarme Kind zukommen. Gotthelf schrieb in «Geld und Geist»: «Und laßt euch nicht irren durch ödes Geschwätz unseliger Toren, es ist nicht der Staat, nicht die Schule, nicht irgend etwas anderes des Lebens Fundament, sondern das Haus ist es. Nicht die Regenten regieren das Land, nicht die Lehrer bilden das Leben, sondern Hausväter und Hausmütter zunächst. Nicht das öffentliche Leben in einem Lande ist die Hauptsache, sondern das häusliche Leben ist die Wurzel von allem und je nachdem die Wurzel ist, gestaltet sich das andere.»

Das Hauptziel unserer «Berufslehre» ist nicht die in Theorie überzüchtete Erzieherin, sondern jene mütterliche Erzieherpersönlichkeit, die auf Grund solider Kenntnisse die Theorie mit der vielgestaltigen Praxis verarbeitet hat. Mit Gotthelf («Zeitgeist und Bernergeist») lehnen wir ab die

häufiger werdenden «Ziperinli und Sekundartöchter, welche «herrjeses schreien, wenn sie ein Werchholz von weitem sehen und Krämpfe kriegen, wenn sie was anderes sollen, als Vyönli (Levkojen) sehen».

Die Förderung der Persönlichkeitsentwicklung der angehenden Erzieherinnen ist uns ein Herzensanliegen. Aus diesem Grunde haben wir das Schwergewicht auf die praktische Arbeit im Heim (langes Praktikum im gleichen Heim zu Beginn der dreijährigen Ausbildungszeit) und auf die noch junge Persönlichkeit (ab 18. Altersjahr) gelegt.

Daß wir die Vermittlung des theoretischen Wissens ernst nehmen, ist aus dem Lehrplan ersichtlich. Dazu kommt, daß der Stoff in seminarähnlichen Übungen erarbeitet, also die Vermittlung durch reines Dozieren in den Hintergrund gestellt wird. Die kleinen Klassen von 10–15 Kandidaten erleichtern diese Absicht.

Der Lehrplan wurde in Anlehnung an denjenigen des theoretischen Unterrichts an den Schweizerischen Schulen für Soziale Arbeit aufgestellt; er umfaßt folgende Fächer:

- A. Berufsethik, weltanschauliche Fragen
- B. Heimerziehung, Psychologie und Pädagogik, Psychohygiene und Psychopathologie, Gesundheitslehre, Rechtskunde
- C. Sozialarbeit, Einzelfürsorge (Casework), soziale Gruppenarbeit, Spiel- und Freizeitbeschäftigung
- D. Deutsche Sprache und Literatur, Das Jugendbuch, Kunstgeschichte, Singen und Musizieren, Rhythmik und Gymnastik, Wirtschaftskunde, Hauswirtschaft

Dazu wird jedes Jahr im Herbst ein 14tägiges Lager mit dem Zweck durchgeführt, wichtige Heimprobleme in umfassenden Themata zu behandeln und Lager- und Wandertechnik als Stoffkreise zu erarbeiten.

Der Unterricht wird durch Fachleute (Ärzte, Heimleiter, Lehrer, Sozialarbeiter) erteilt.

Die Absolventen der Berufslehre kommen jeden Mittwoch zur Theorie im Waisenhaus zusammen; ihre praktische Arbeit leisten sie in dem zugeordneten Heim (Gute Herberge, zur Hoffnung, Klosterfichten, Waisenhaus usw.).

Der Kurs 1962/65 umfaßte 9 reguläre Absolventen (5 Frauen und 4 Männer) und 3 Hospitanten. Der Kurs 1963/66 wurde mit 14 Absolventen durchgeführt (12 Frauen und 2 Männer).

Ob es uns gelingt, unsere Absolventen zu brauchbaren Erziehern heranzubilden, wird die Zukunft zeigen. Im jetzigen Moment können die für die «Berufslehre» Verantwortlichen nur dahin zu wirken suchen, daß sich die Absolventen der «Berufslehre» voll einsetzen und daß sie sich

ernsthaft mit dem vermittelten und erarbeiteten Stoff, mit den Erlebnissen und Erfahrungen in der praktischen Arbeit, auseinandersetzen. Schulleiter und Dozenten hoffen, daß es gelingt, in den Absolventen jene Reife zur Selbsterziehung und jenes Streben nach Klarheit zu fördern, welche im Grund allein die Entwicklung zur Persönlichkeit bestimmen.»

Heute, im neunten Jahre der «Berufslehre» dürfen wir mit Dankbarkeit und Genugtuung festhalten, daß die Ideen der Gründer verwirklicht und ihre Bestrebungen erfolgreich weitergeführt werden konnten. In seinem Abschiedsjahresbericht von 1965 äußert sich Waisenvater A. Schneider über den Wandel in der Erziehungsarbeit:

«Sie alle wissen, daß die Heime und damit auch alle Erzieher oft im Brennpunkt der Kritik stehen. Auf der einen Seite erleben sie, wie gering, manchmal beschämend gering, das Interesse der Öffentlichkeit an den Heimen ist. Auf der anderen Seite erfahren sie, wie unverständlich, wie hartnäckig, wie aggressiv Eltern sich ihnen gegenüber einstellen und äußern, Eltern, deren Kinder von ihnen nicht so gefördert werden, wie sie in den Augen der Eltern gefördert werden sollten.

Wir alle spüren, daß wir in einer Zeit des Umbruchs leben. In solchen Zeiten kommen auch die Erziehungsziele ins Wanken, das «Unbehagen an der Erziehung» wurzelt in der zeitgeschichtlichen soziologischen Situation. Entwicklung und Erziehung sind durch allgemeine Strukturänderungen komplizierter, die uns gestellten Aufgaben größer und schwieriger geworden. Wir haben uns daran gewöhnt, strengere Maßstäbe anzulegen und unsere Erwartungen höher zu schrauben. Die Entwicklung zum Perfektionismus führt oft zu unrealistischen Haltungen und Forderungen an die Erziehung, die notwendig und zwangsläufig Kritik, Enttäuschung und Resignation nach sich ziehen.

Befindet sich die Gesellschaft im Wandel, wandelt sich auch die Erziehung. Was gestern noch galt, wird heute in Frage gestellt. Die Unsicherheit ist wohl der subjektiv gewichtigste Faktor der allgemeinen Erziehungskrise. Unsicherheit des Erziehers aber – er ist an dieser Unsicherheit nicht allein schuld – bedeutet, daß er nicht mehr leisten kann, was das Wesen der Erziehung selbst von ihm fordert. Er stellt nicht mehr den Garant dar für Sicherheit, Verlässlichkeit, Klarheit, Konsequenz und vermag die Grundbedürfnisse des Kindes in der Entwicklung nicht mehr zu befriedigen.

Es gehört zu den Binsenwahrheiten, daß die Erzieherpersönlichkeit allein das Kind und den jungen Menschen zu begeistern und zu gewünschten Leistungen anzuregen vermag.

Zwei Kategorien von Erziehern bin ich in meinem Leben als Waisenvater

begegnet: solchen, die mit tierischem Ernst an Probleme herangetreten sind und solchen, die heiter und humorvoll die Schwierigkeiten des Lebens und des Kindes aufgefangen haben.

Humor aus Heiterkeit des Gemütes ist stets mit Güte gekoppelt. Echt und wohltuend wirkt Humor nur, wenn in ihm die Liebe am Werk ist.

Mit Heiterkeit und Humor wirkt derjenige Erzieher, der um den Lauf und den Gang des Lebens weiß, der Höhen und Tiefen des Lebens erfahren und stets den Glauben an Sinn und Wert des erzieherischen Wirkens hochgehalten hat. Heiterkeit, Humor und Güte führen zum befreienden Verständnis und zur hilfreichen Einsicht.

Wie aber gewinnt und erhält der Erzieher die Heiterkeit? Das Rezept kann ich nicht auf ein Krankenkassenformular schreiben, ihnen aber doch ein gefährliches, leicht mißzuverstehendes Wort zurufen: Werdet Müßiggänger! Sie erwarten ein Wort der Erklärung dazu. Im älteren Sprachgebrauch stehen sich *muoze* und *unmuoze* gegenüber. Wir finden in einem mittelhochdeutschen Handwörterbuch die beiden Begriffe folgendermaßen umschrieben:

Muoze: gegebene Freizeit, Muße, Bequemlichkeit, Untätigkeit

Unmuoze: Unruhe, Mangel an Zeit, Beschäftigung, Geschäftigkeit.

Ist es nicht beschämend, daß uns der Dämon der Unmuße gänzlich in Beschlag nehmen will.

Ich wage die ketzerische Behauptung: Wer sich für unentbehrlich hält, wer sich keine Ferien gönnt, wer unter der Woche nie einen ganzen oder einen halben Freitag einschaltet, wer die Sonntage nur dazu benützt, um Beobachtungsberichte über seine Kinder zu schreiben, packt seine Aufgabe falsch an. Die Aufgabe des Erziehers ist so vielfältig wie das Leben selbst. Der Erzieher gleicht einer Batterie, die immer wieder Strom abgeben muß. Wenn er nicht dafür sorgt, daß er wieder aufgeladen wird, so brennt er aus. Wie er das Aufladen besorgt, ist seine individuelle Angelegenheit. Gemeinsam ist uns allen, daß das Aufladen nur in der Muße geschehen kann.

Wir haben im Waisenhaus viele vortreffliche Erzieher; nur selten droht der eine oder andere zu resignieren. Es muß ein Hauptanliegen sein, das Feuer der Begeisterungsfähigkeit und das Feuer der Ausstrahlungskraft im Erzieherteam nicht ausgehen zu lassen, sondern im Gegenteil anzufachen und am Lodern zu erhalten. Eine Aufgabe, in die sich gleichermaßen Inspektion und Waiseneltern teilen müssen.

Die Jugend ist die Zukunft unseres Landes. Wir haben ein Interesse daran, der Erziehung und der Schulung der heranwachsenden Generation alle Aufmerksamkeit zu schenken.»

Die segensreiche Wirkung von Waisenvater A. Schneider haben wir in unserem «Begrüßungsjahresbericht» vom Jahre 1966 kommentiert:

«Die Botschaft der ‹Muozze› hatten wir wohl gehört, doch fehlte uns zunächst der Glaube; denn die vielfältigen Aufgaben beanspruchten uns nach der Amtsübernahme stark. Wir waren damals sehr angenehm überrascht, heitere und natürliche Kinder antreffen zu dürfen. Man spürte nichts von einem großen Kollektiv und mußte sich zu Beginn sehr anstrengen, einmal größere Scharen von Kindern beieinander zu sehen. Eigentlich trat uns die Gesamtheit der Kinder erstmals am Johannisfest unter die Augen. Stets fiel uns die familiäre Atmosphäre innerhalb der verschiedenen Gruppen auf. Wir waren erstaunt, feststellen zu dürfen, daß unsere Waisenkinder – wenn sie wegen Schwierigkeiten oder Versagen eine Versetzung befürchteten – alles daran setzten, in ihrem ihnen lieb gewordenen ‹Kistli›, d.h. im Waisenhaus bleiben zu dürfen. Mit Freude erfuhren wir die große Bereitschaft der Erzieher zur Zusammenarbeit. Wir durften bei ihnen ein selbstverständliches Pflichtbewußtsein und einen überzeugten Einsatz für die Aufgaben unserer Institution erfahren. Das Erzieherpersonal lebte in einer echten Verbundenheit mit den Kindern und war nach Möglichkeit bestrebt, die Elternstelle zu vertreten.»

Im Jahre 1967 konnte die umfassende kostspielige Außenrenovation der Kirche abgeschlossen werden. Im Hof wurden bei der Porte zwei eingefasste Rasenflächen angelegt, um dadurch der Unfallgefahr zu begegnen, der unsere Kinder durch den zunehmenden Autoverkehr ausgesetzt waren. Im Jahre 1967 beschloß die Inspektion, von dem angebotenen Kauf der Liegenschaft des Durchgangsheimes in Riehen abzusehen und diese Gruppe in die Kartause zu verlegen. Daraus ergab sich die Notwendigkeit, im Waisenhaus eine zusätzliche Gruppenwohnung zu gewinnen. Diese wurde in der Fruchtschütte, wo bisher die Krankenzimmer waren, eingerichtet. Da bei schwereren Infektionskrankheiten heute eine Hospitalisierung erfolgt und eine Isolierung bei leichteren Krankheitsfällen in der Gruppenwohnung ohne weiteres möglich ist, konnte auf besondere Krankenzimmer verzichtet werden. Es ist nun hier eine neue gemischte Gruppe unter dem Namen «Basilisk» eingerichtet worden. In einem ruhigen, sonnigen Zimmer im Westbau konnte gegen den Garten hin ein schönes, gemütliches Aufenthaltszimmer für das Personal angelegt werden.

Vom Wandel der Aufgabe während 300 Jahren (Zusammenfassung)

Im Jahre 1667 verfolgte der Rat mit der Gründung des Zucht- und Waisenhauses den Zweck, dem Müßiggange Einhalt zu gebieten, die Er-

ziehung vieler verlassener Waisen zu ermöglichen und lasterhafte Buben intern züchtigen zu können. Der Charakter des Hauses war deshalb bis lange ins 18. Jahrhundert hinein der einer Arbeitserziehungsanstalt. Außerdem diente es auch als Zuchthaus, bis im Jahre 1806 die im Waisenhaus eingesperrten Gefangenen in das Predigerkloster disloziert wurden.

Damit rückten endlich Pflege und Erziehung der Waisenkinder in den Mittelpunkt. Bis weit in das vergangene Jahrhundert hinein stand die Ausgestaltung des Schulwesens im Vordergrund. Erst nach Aufhebung des Schulinternates im Jahre 1886 verlagerte sich das Hauptgewicht auf die eigentliche Heimerziehung.

In den Jahren 1929–1931 erfolgte eine umfassende Reorganisation des Internates, durch die es gelang, den berühmten «Wohnstübengedanken» Pestalozzis weitgehend zu verwirklichen. Die Gruppenwohnungen mit ihrem familiären Charakter ersetzten nun den großen Aufenthaltsraum, die unpersönlichen Schlafzimmer mit ihren gegen 30 Betten und zum Teil auch den großen Speisesaal. Ein Erzieher hatte jetzt nicht mehr bis an die 30 Kinder, sondern nur noch ungefähr 15–20 zu betreuen. In konsequenter Weiterentwicklung der damaligen Intentionen wurde die Zahl der in einer Gruppe lebenden Kinder weiterhin reduziert, so daß heute eine Gruppenfamilie im Durchschnitt etwa 10 Kinder hat, womit eine individuelle und differenzierte Behandlung jedes Kindes weitgehend sichergestellt ist.

Das Bürgerliche Waisenhaus im Jahre 1969

Die eingehende Beschäftigung mit den historischen Gegebenheiten läßt es zweckmäßig erscheinen, den heutigen Strukturstatus unseres Waisenhauses in aller Kürze darzustellen.

1. Aufgabe

Nach dem Zweckartikel der Statuten hat das Bürgerliche Waisenhaus die Aufgabe, «alle Bürgerkinder, welche beide Eltern oder einen Elternteil verloren haben oder deren Eltern für ihre Erziehung nicht selbst zu sorgen im Stande sind, entweder in das Waisenhaus aufzunehmen oder anderweitig zu versorgen, sobald sie für längere Zeit oder dauernd fürsorgebedürftig sind».

Diese Aufgabe wird in der Praxis wie folgt gelöst:

Das Waisenhaus beherbergt bis zu 115 normal begabte Kinder im Alter von 3–20 Jahren beiderlei Konfessionen. Die Kinder stammen zu einem großen Teil aus geschiedenen Ehen, d.h. aus sozial schwachem, ja häufig

krankem Milieu. Folglich sind sie oft in ihrer Entwicklung gestört, gehemmt, mitunter seelisch stark beeinträchtigt. Dies kann sich in einem gestörten Verhalten äußern, das bei vielen Gelegenheiten zutage tritt. Unsere Erziehung setzt sich zum Ziel, die Kinder trotz der zum Teil ungünstigen Einflüsse und Einwirkungen von seiten ihrer früheren Umgebung in christlichem Geiste heranzubilden. Zunächst gilt es, das da und dort fehlende ethische und soziale Fundament erst zu schaffen oder allenfalls zu stärken. Darauf zielt unsere Erziehungsarbeit hin. Wir haben die Pflicht, uns stets zu bemühen, die uns anvertrauten Kinder und Jugendlichen nach sinnvollen Prinzipien mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln dahin zu bringen, daß sie unter Achtung ihrer Individualität als widerstandsfähige Glieder der menschlichen Gesellschaft ihr Leben allein bewältigen können. Soweit es möglich ist, sind wir dabei bestrebt, die liebevolle Fürsorge gewissenhafter Eltern zu ersetzen. Die jungen Menschen sollen ihrer Begabung entsprechend geschult und für den Beruf vorbereitet werden.

2. Organisation

Die Kinder sind eingeteilt in 12 Gruppen zu je 8–12 Kindern. Alle Gruppen sind altersmäßig gemischt, zum Teil auch geschlechtlich. Jede Gruppe wird von einer Erzieherin, die Gruppe der Lehrlinge von einem Erzieher geleitet. Der Erzieherin ist eine Praktikantin (resp. ein Praktikant) beigegeben.

Die Gruppen sind sozusagen autark, ausgenommen natürlich Administration und Küche, welche beide aus Gründen der Rationalität und der Übersicht zentral geführt werden. In ihrer Gruppenwohnung leben die Kinder, ähnlich einer Familie, in einer kleinen Gemeinschaft zusammen. Das Appartement umfaßt folgende Räume: Wohnstuben, Schlafzimmer, Waschräume, Toiletten. Frühstück und Nachtessen nehmen alle Gruppen in ihrer Familienwohnung ein, während sich die Kinder von 6 Gruppen zum Mittagessen im Speisesaal zusammenfinden. Die Tabelle auf der nächsten Seite liefert weitere Details über die einzelnen Familiengruppen.

3. Die Aktivitäten der Kinder und Jugendlichen

Die Kinder besuchen die öffentlichen Schulen. In der schulfreien Zeit erledigen sie ihre Aufgaben in der Gruppe, wie dies unter normalen Bedingungen in der Familie erfolgt. Daneben haben sie in der Gruppenwohnung gewisse «Ämtli» auszuführen, d.h. Alltagsarbeiten. Der generelle Unterhalt ist Sache der technischen Unterstützungsbetriebe wie

Gruppenname	Alters- jahre der Kinder	Geschlecht der Kinder	Schule bzw. Arbeitsstelle	Wohnung
Lehrtöchter- heim	16-20	Töchter	Lehrstellen auswärts	besonderes Haus, Grenzacherstr. 109
Flamme	16-21	Burschen	Lehrstellen auswärts	modernes Gebäude Baujahr 1961
Excelsior	12-15	Knaben	RS, SS, AGS-Vorlehre	modernes Gebäude Baujahr 1961
Musica	4-16	Mädchen u. Knaben	KG, PS, Rud. Steiner SS	Westtrakt mod. umgebaut 1965
Cantate	6-15	Mädchen u. Knaben	PS Rud. Steiner, SS, BK	Westtrakt mod. umgebaut 1965
Kartause	4-14	Mädchen u. Knaben	KG, HS, BK, PS, RS	Westtrakt ehem. Laienkirche, renov. bed. Räume
Felicitas	11-16	Mädchen	ausw. Lehrstelle, MOS, RG, SS, BK, RS	Osttrakt, renov. bed. Wohnung
Jubilate	8-16	Mädchen	RS, SS, PS, EK, FA	Osttrakt, renov. bed. Wohnung
Basilisk	7-15	Mädchen u. Knaben	RG, WK, RS, SS, PS	ehem. Krankenzim. Waschhausgebäude
Sunneschyn	5-16	Knaben	KG, SOWK	«Kinderhaus» 100jähriger Bau
Schwäbli	4-9	Mädchen u. Knaben	KG, BK, PS	«Kinderhaus» 100jähriger Bau
Reseda	4-12	Mädchen u. Knaben	KG, HS, BK, PS	«Kinderhaus» 100jähriger Bau

Legende:

AGS = Allgemeine Gewerbeschule
 BFS = Berufs- und Frauenfachschule
 SOWK = Sonderwerkklasse
 RG = Realgymnasium
 MG = Mädchengymnasium
 RS = Realschule
 MOS = Mädchenoberschule

KHS = Kantonale Handelsschule
 SS = Sekundarschule
 PS = Primarschule
 HS = Hilfsschule
 BK = Beobachtungsklasse
 KG = Kindergarten
 EK = Einführungsklasse

Wäscherei, Glättere, Reinigung, Schreinerei. Ein großer Teil des Freizeitprogrammes vollzieht sich innerhalb der Gruppe durch Spielen und Basteln, Spaziergänge usw. Darüber hinaus haben unsere Kinder und Jugendlichen vielfältige Möglichkeiten, in freien Gruppen in unseren Bastelwerkstätten und auf der Spielmatte ihre Freizeit sinnvoll zu ver-

bringen. Sie dürfen sich auch außerhalb des Hauses, z.B. in Musik, im Trommeln oder bei den Pfadfindern betätigen. Das Haus organisiert überdies gemeinsame Veranstaltungen, wie Feiern, Filmvorführungen, Konzerte usw. im Kartäusersaal oder in anderen geeigneten Räumlichkeiten, zum Teil auch Ausflüge.

Der religiösen Unterrichtung schenken wir ernste Beachtung; so besuchen die kleinen Kinder die Sonntagsschule im Hause, die größeren reformierten Kinder die Kinderlehre der Theodorsgemeinde am Sonntagmorgen, die in unserer Waisenhauskirche stattfindet. Die katholischen Kinder gehen in die Clarakirche. Ebenso gehen die großen Kinder in den Gottesdienst der St. Theodors- resp. Clarakirche.

Die größeren, vertrauenswürdigen Kinder bekommen von Fall zu Fall die Erlaubnis, Konzerte, Theateraufführungen usw., meist unter Führung der Erzieherin oder Praktikantin, zu besuchen. Lehrlinge und Lehrtöchter haben mit Bewilligung ihrer Gruppenleitung einmal Ausgang bis 22.00 Uhr und am Samstag bis 24.00 Uhr.

Unsere Kinder und Jugendlichen können überdies jeden Sonntag ihre Angehörigen besuchen. Dies bringt selbstverständlich viele Probleme mit sich. Die Spannungen, unter denen die Kinder jeweils zu leiden haben, die Unruhe, ja manchmal sogar Verwirrung, mit der sie Sonntagabend zurückkehren, stellen für unsere Erzieher eine zusätzliche und nicht immer einfache Aufgabe dar. Wir betrachten es aber als unsere Pflicht, den Kindern bei den Auseinandersetzungen mit ihrem Milieu in sinnvoller Weise zu helfen und sie auch in dieser Hinsicht vernünftig zu führen.

Die Sommerferien verbringen unsere schulpflichtigen Kinder seit jeher bei geeigneten Familien in verschiedenen Landesgegenden. Nicht selten entstehen auf diese Weise wertvolle Beziehungen zu den «Ferieneltern».

4. Die wirtschaftlichen Belange

Das Waisenhaus verfügt über einen relativ großen Liegenschaftsbesitz als Vermögen, kann aber aus diesem keinen Gewinn ziehen. Es kann sich finanziell nicht selbst tragen. Dies ist einerseits darauf zurückzuführen, daß die altehrwürdigen Gebäude (da liegen zu unserem Leidwesen ihre eigentlichen Schattenseiten) hohe Unterhaltskosten verursachen. Andererseits bedingen die heute geltenden Ansprüche in bezug auf differenzierte und individuelle Erziehung der Kinder einen qualifizierten und großen Mitarbeiterstab. So können die Einnahmen heute etwas mehr als zur Hälfte die ungefähr 2 Millionen Franken Ausgaben decken. Das Defizit wird jeweils durch den Kanton Basel-Stadt ausgeglichen. In wenigen

Jahren kann die Christoph Meriansche Stiftung aus ihrem erhöhten Ertrag diesen Fehlbetrag übernehmen, so daß die Bürgergemeinde mit dem Waisenhaus nicht mehr dem Staate zur Last fallen muß. Was die Gebäudeunterhaltskosten betrifft, ist zu bedenken, daß in unserem weiträumigen Hause insgesamt 237 Räume und 64 Korridore und Treppenhäuser zu unterhalten sind.

Zusammenstellung wichtiger Daten

- 1667 «Zucht- und Waisenhaus» im Maria-Magdalenenkloster in den Steinen
Züchtigung lasterhafter Buben
Arbeitserziehung
Inhaftierung von Sträflingen zum Teil in «bequemlichen Eisen»
Als Arbeitsanstalt betrieben (Bändelfabrikation, Wollspinnerei, Knopfmacherei, Strickerei, Tuchfabrikation)
- 1669 Gemäß Beschluß des Rates Verlegung des Zucht- und Waisenhauses in die Kartause
- 1670 Erster Waisenprediger Leonhard Bartenschlag
- 1677 Incorporation der Domäne St. Jakob
- 1679 Einführung des sogenannten Admodiationssystems (Hausvater und größtenteils auch Insassen leben von den Erträgen der Arbeit)
- 1754 Trennung von Erwachsenen und Kindern nach fast 100jährigen Streitgesprächen
Neubauten für die Erwachsenen
- 1776 Neugestaltung insbesondere des Schulwesens
Aufhebung der Admodiation
- 1806 Verlegung der Gefangenen in die Predigerkirche
- 1830 Einstellung der fabrikmäßigen Arbeit
- 1836 Reorganisation des Betriebes (Entlastung des Waisenvaters von Verwaltungsarbeiten; Erweiterung des Schulunterrichtes)
Verkauf der Domäne St. Jakob zu Franken 300 000 an Christoph Merian
- 1837 Beginn der auswärtigen Fürsorge wegen Platzmangels im Hause
- 1848 Einführung des Bubenturnens im Waisenhaus
- 1850 Entstehung großer «Familienquartiere» nach dem Vorbild des «Rauhen Hauses» in Hamburg
Gründung einer Hausbibliothek
Erwerb der «Kleinen Kartause» (Sunnehüsli) zu Franken 50 000 dank einer Spende Christoph Merians
- 1852 Einzug der kleinen Kinder in die Kleine Kartause
- 1863 Eröffnung des «Pfleghauses für 3 Familiengruppen von kleinen Kindern»
- 1869 Einführung des Mädchenturnens
- 1869–71 Umfassende Renovation und Erweiterung der Gebäulichkeiten
- 1879 Abbruch der Stallungen
- 1886 Aufhebung des Schulinternates.
Übergang des Unterstützungswesens für Erwachsene (Eltern von versorgten Kindern) an das Waisenhaus
- 1888 Einführung des Namens «Bürgerliche Waisenanstalt»
- 1890 Erstmalige staatliche Subvention von 20 000 Franken
- 1900 Bestand der Kinder im Waisenhaus: 87 Knaben und 64 Mädchen, total 151 Kinder
Auswärts versorgte Kinder: 68 Knaben und 57 Mädchen

- 1929-31 Einführung des Gruppensystems (Familien zu 10-18 Kindern,
getrennt nach Knaben und Mädchen)
Umfassende Renovationen
- 1930 Wiedereinführung des Namens «Bürgerliches Waisenhaus»
Angliederung des Unterstützungswesens für Erwachsene an das
Bürgerliche Fürsorgeamt
Gesamte Versorgung bürgerlicher Kinder durch das Waisenhaus
- 1938 Einrichtung der Lehrlingsgruppe «Flamme»
- 1945 Eröffnung des Beobachtungsheimes «Sunnehüsli»
- 1951 Errichtung der Aufnahme- und Durchgangsstation «Kartause»
und Einführung der Koedukation
- 1956 Demission des letzten Waisenhauspfarrers
- 1957 Gründung der Außenstation Riehen
- 1960 Provisorische Übernahme des Lehtöchterheimes
- 1961 Schließung des Beobachtungsheimes «Sunnehüsli»
Einzug der Lehrlingsgruppe und der Gruppe «Excelsior» in den
Neubau
- 1962 Gründung und Beginn der «Berufslehre für Heimerziehung»
Definitive Übernahme des Basler Lehtöchterheimes
Einzug der gemischten Gruppen «Cantate» und «Musica» in den
umgebauten Nordwestflügel
- 1967 Aufhebung der Außenstation in Riehen
- 1968 Bildung und Einzug der gemischten Gruppe «Basilisk» in die
ehemalige Fruchtschütte (Krankeli)

Verzeichnis der Waisenväter

- | | Amtsantritt | |
|-----|-------------|---|
| 1. | 1667 | Friedrich Muser (Muoser). Lebensdaten unbekannt. Posamentier. Verheiratet mit Catharina Felix. 1668 seines Amtes enthoben. |
| 2. | 1668 | Hans Heinrich Wild (1638–1709). Kamelotweber. 1681 Ratsherr zu Webern. |
| 3. | 1681 | Coelius Curio (1637–?). Verheiratet 1663 mit Salome Brand. Trat 1688 von seinem Amt zurück. |
| 4. | 1688 | Johannes Dietschy. Lebensdaten und Beruf unbekannt. Trat 1699 von seinem Amt zurück. |
| 5. | 1699 | Sebastian Socin (1662–1729). Hauptmann in französischen Diensten. Verheiratet 1686 mit Susanna Millot. 1708 «wegen Ungebühr» seines Amtes entsetzt. |
| 6. | 1708 | Marx (Markus) Plenis (?–1719). Beruf unbekannt. Verheiratet mit Maria Magdalena Brenner. |
| 7. | 1719 | Jakob Hagenbach (?–1737). 1690–1719 Stubenknecht der Schlüsselzunft. Verheiratet 1690 mit Anna Catharina Schmid. |
| 8. | 1720 | Abraham Bauler (1684–1742). Strumpffabrikant. Verheiratet mit Anna Maria Keller. 1739 wegen zu harter Züchtigung eines Kindes und anderer Vorfälle seines Amtes enthoben. |
| 9. | 1739 | Robert Mitz (1697–1751). Strumpffabrikant. Verheiratet mit Anna Barbara Wibert. |
| 10. | 1751 | Heinrich Ebert (1716–1782). Strumpffabrikant. Verheiratet mit Anna Catharina Sixt. Trat 1763 von seinem Amte zurück. |
| 11. | 1763 | Rudolf Hemminger (1715–1784). Vorher Gerichtsamtman von Klein-Basel. Verheiratet 1737 mit Anna Barbara Ritter. Trat 1775 von seinem Amte zurück. |

Amtsantritt

12. 1776 Andreas Faesch (1735–1792). Sancti Ministerii Candidatus, Organist zu St. Theodor (neben dem Amt des Waisenvaters). Verheiratet 1761 mit Susanna David, 1775 mit Dorothea Müller.
13. 1792 Emanuel Beck (1736–1809). 1757 Schreiber auf Schloß Farnsburg, später auf Schloß Waldenburg. Verheiratet 1793 mit Dorothea Müller (Witwe seines Amtsvorgängers).
14. 1809 Johannes Gysendörfer (1766–1810). Lizenziat beider Rechte, Notar, öffentlicher Ankläger. Verheiratet 1791 mit Anna Margaretha Ottendorf, 1795 mit Sarah Dorothea Wieland, 1798 mit Sarah Heußler.
15. 1810 Theodor Falkeisen (1768–1814). Vorher Kupferstecher. Verheiratet 1801 mit Catharina Barbara von Brunn.
16. 1814 Daniel Mitz (1771–1822). Notar. Verheiratet 1796 mit Anna Dorothea Ziegler.
17. 1822 Samuel Riedtmann (1781–1829). Vorher Lehrer in Sissach. Verheiratet 1800 mit Rosina Margreth Schweitzer.
18. 1830 Johann Heinrich Riedtmann (1790–1867). Posamentier (?). Verheiratet 1810 mit Charlotte Rebsamen. Bruder von Nr. 17.
19. 1836 J. R. Lukas Burckhardt (1800–1862). 1824 SMC, 1827–1831 Lehrer am Missionshaus, 1831–1833 Pfarrer in Münchenstein, 1836–1855 Waisenvater, 1855–1862 Rektor der Töchterchule. Verheiratet 1830 mit Luise Raillard.
20. 1855 Johannes Stüchelberger (1816–1878). 1846–1855 Pfarrer in Oltingen. 1855–1859 Waisenvater, 1859–1878 Helfer zu St. Peter. Verheiratet 1846 mit Barbara Usteri.
21. 1859 Friedrich Lichtenhahn (1806–1866). 1837–1859 Pfarrer in Rothenfluh. Verheiratet 1839 mit Maria Elisabeth Stehelin.

22. 1866 Johann Jakob Schäublin (1822–1901). 1840–1846 Schullehrer in Riehen und Organist daselbst, 1846–1866 Reallehrer in Basel, 1866 Direktor der Gesellschaft für Wasserversorgung in Basel, im gleichen Jahr Waisenvater (bis 1898). Verheiratet 1842 mit Ernestine Vöglin, 1882 mit Susanna Schmidt. Großer Freund des Gesangs, Verfasser des bekannten Werks «Lieder für Jung und Alt», das noch zu seinen Lebzeiten 91 Auflagen erlebte. Rege gemeinnützige Tätigkeit.
23. 1898 Bernhard Frey (1861–1931). 1882–1893 Lehrer an der Primarschule, 1893–1898 Lehrer an der Mädchensekundarschule. Verheiratet 1887 mit Elise Meyer, 1922 mit Louise Schindler.
24. 1928 Hugo Bein (1886–1958). Vorher Privatlehrer und Lehrer an der Knabenprimarschule, verheiratet 1916 mit Luise Vogt.
25. 1946 Arnold Schneider, geb. 1920. 1946 Mittellehrerdiplom. Großrat 1953, Verfassungsrat 1960, Präsident der Kirchensynode 1960–1963, Regierungsrat 1966, Nationalrat 1967. Verheiratet 1946 mit Annelies Pfrunder.
26. 1966 Walter Asal, geb. 1920. 1946 Dr. iur., 1949–1952 Amtsvormund in Uster, 1952–1957 Amtsvormund in Basel, 1957–1966 Vorsteher des Jugendamtes. Verheiratet 1949 mit Gertrud Strub.



26



27



28



29

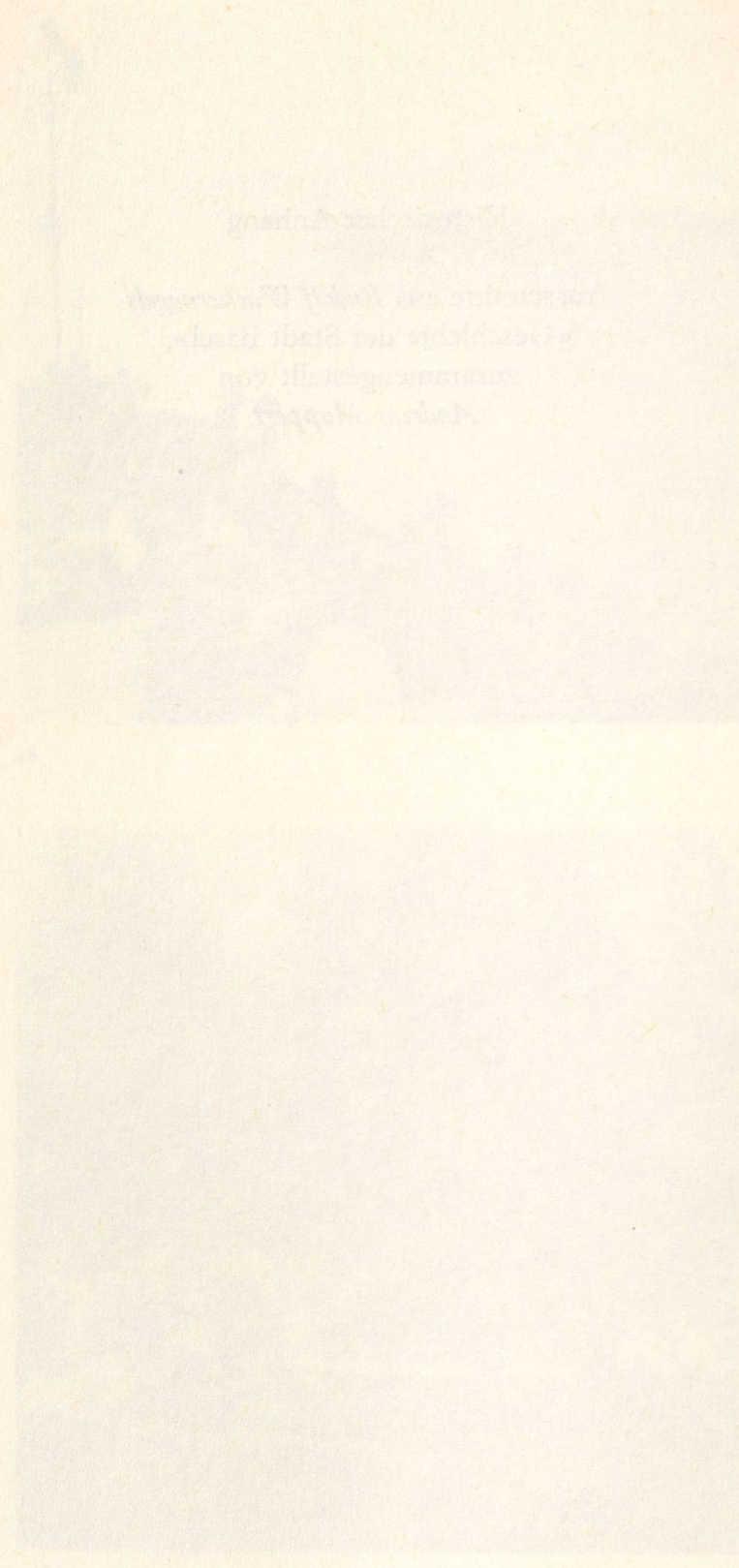
Historischer Anhang

Ausschnitte aus *Rudolf Wackernagels*

«Geschichte der Stadt Basel»,

zusammengestellt von

Andreas Moppert



K
Gro
gela
aber
Röm
K
Kirch
und
V
spro
gegn
Wir
es da
Wald
rhein
Wald
chen
Bisch
bilde
scher
Nied
All
Aber
der F
Grund
Da
war
chard
schw
Kirch
Klost
Regu
holte
Für
Herr
spren
zur le
gedrä

Kleinbasel

Kleinbasel ist in verfassungsgeschichtlicher Beziehung das Widerspiel zu Großbasel. An den Ufern des Rheins sind einander gegenüber zwei Städte gelagert, die gleichen Namen tragen und unter derselben Herrschaft stehen, aber verschiedene Typen der mittelalterlichen Stadt repräsentieren: die Römerstadt und die Gründungsstadt.

Kleinbasel erwuchs aus einer Mehrzahl disparater Elemente: Fronhof, Kirche, Dorf, Neugründung; sein Recht bildete sich aus Grundherrschaft und Hoheitsrechten. Aber die Anfänge sind nicht mehr zu erkennen.

Von der natürlichen, alten Beschaffenheit dieses Bezirkes ist schon gesprochen worden. An der Schwelle unserer historischen Zeit sodann begegnet als Inhaber von Grundherrschaft und Hoheit der Bischof von Basel. Wir wissen nicht, wann und wie er zu diesen Rechten gekommen ist. Aber es darf vermutet werden, daß hier so gut wie anderwärts dies Gebiet wilden Waldes durch den König geschenkt worden sei. Auch an die übrigen rechtsrheinischen Besitzungen des Hochstifts hat man sich zu erinnern, an den Wildbann im Mooswald und an die Silbergruben im Breisgau, an die Kirchen Lörrach, Hailingen, Kändern. Ungewiß ist auch, ob die Kirche vom Bischof erworben oder durch ihn als Grundherrn erst erbaut wurde. Sie bildete dann das Zentrum der ganzen Herrschaft, zusammen mit dem zwischen ihr und dem Rhein gelegenen Herrenhof des Bischofs und dem Dorfe Niederbasel.

All dies Gebiet lag im Breisgau, dessen alte Grenze hier der Rhein war. Aber es ist anzunehmen, daß die hoheitlichen, landesherrlichen Rechte, die der Bischof später in diesem Gebiete übte, ihm schon früh, neben der Grundherrschaft, zugefallen seien.

Das erste Ereignis, das eine große Änderung in diese Zustände brachte, war die Vergabung an St. Alban. Zu der Ausstattung, mit der Bischof Burhard dieses Kloster, seine unmittelbar aus der Not und Erschütterung einer schweren Zeit heraus geschaffene Gründung, begabte, gehörte auch die Kirche in Niederbasel mit Zubehör. Was die Mönche drüben bei ihrem Kloster vollbrachten, in Rodung von Wald, Urbarmachung des Bodens, Regulierung der Wasserläufe, Anlegung von Mühlen und Sägen, wiederholte sich hier.

Für die Stellung des Klerus in Kleinbasel war von Bedeutung, daß dieses Herrschaftsgebiet des Basler Bischofs außerhalb seines kirchlichen Amtsprengels gelegen war. Der Rhein schied die Diözesen Basel und Konstanz; zur letztern gehörte Kleinbasel. Die Vielheit der auf diesem engen Raume gedrängt nebeneinander geltenden und waltenden Befugnisse wurde hie-

durch noch vermehrt, und in der Geschichte der sämtlichen kirchlichen Institute Kleinbasels begegnet man immer wieder, über alle sonst bestehenden Rechte hinweg, diesem obersten geistlichen Regimente.

Das Älteste von Kleinbasel war die Kirche *St. Theodor*, die als Eigenkirche des Grundherrn, nämlich des Bischofs von Basel, in die Geschichte eintritt. Ob dieser sie gestiftet oder als schon vorhanden mit dem Lande erworben hatte, ist unbekannt; er schenkte sie, samt ihrem Zubehör, im elften Jahrhundert dem Kloster St. Alban. Diese Schenkung, die den Probst von St. Alban zum Kleinbasler Grundherrn machte, machte ihn auch zum Kirchenpatron.

Erst das dreizehnte Jahrhundert brachte dann die große Tat des Rheinbrückenbaus und damit dasjenige Ereignis, das für Kleinbasel schöpferisch gewesen ist. Unmittelbare Folge dieses Baus war die Gründung einer Stadt in der Grundherrschaft. Man wird nicht irren, wenn man den Willen dieser Stadtgründung vor allem beim Bischof sucht. Aber natürlich entsprach sie auch den Interessen der Mönche von St. Alban. Und jedenfalls verdient Beachtung, daß der Gründer und Stadtherr nicht zugleich Grundherr war, sondern die Gründung auf dem Besitz eines andern vollzog.

Die neue Stadt entstand im Anschluß an die Brücke, sollte von dieser und ihrem Verkehre leben. Bei der Anlage konnte daher auf den gegebenen Komplex von Kirche und Dorf keine Rücksicht genommen werden, sondern nur auf den Ort der Brückenausmündung; die Stadt hatte zugleich die Funktion eines Brückenkopfes zu erfüllen. Für die Aussteckung des Stadtumfangs maßgebend waren wohl die in den Rhein sich ergießenden Teiche.

Ein Blick auf den Plan des alten Kleinbasels zeigt, wie einheitlich und bedacht die Stadt angelegt wurde. Die Rheinbrücke und eine große Querstraße gaben die Hauptlinien und Richtungen, denen sich die Nebenstraßen anschlossen. Die große Landstraße, die dem Rheine folgte, lag wohl tiefer im Lande; aber die Stadt brachte sie nun durch die große Querstraße in Verbindung mit der Brücke und fesselte sie und ihren Verkehr an diese Stelle. Die Form war ein breitgezogenes Viereck.

Dem Gedanken, der die Anlage beherrschte, entsprach auch die Befestigung, indem die dem Rhein parallel laufende Landseite geschlossen war, aber landauf und landab, an den beiden Enden der großen Querstraße, welche die Landstraße aufnahm, Tore errichtet wurden. Die Befestigung der obern Schmalseite trennte die Stadt vom alten Dorf Niederbasel. Dorf, Fronhof und Kirche blieben außerhalb der Mauern.

Das Bemerkenswerte am Plan dieser Stadt ist das Fehlen eines eigentlichen Marktplatzes. Sie enthält nur Straßen.

Im großen und ganzen hat Kleinbasel vom dreizehnten bis ins neunzehnte Jahrhundert dieselbe Ummauerung beibehalten. Mauergürtel aus verschiedenen Zeiten, wie in Großbasel, finden sich hier nicht; es haben sich keine Vorstädte gebildet. Eine wesentliche Verschiedenheit zwischen den ersten Jahrzehnten und der Folgezeit zeigt nur die stromaufwärts gerichtete Schmalseite. Noch 1277 lag St. Theodor außerhalb der Stadtmauern. Das alte Dorf war in den Mauerring noch nicht einbezogen. Vielmehr ging die früheste Mauer der Stadt an dieser Stelle in der Richtung der heutigen Riehentorstraße zum Rheine, vielleicht gedeckt durch den Teich, der hier noch in seiner ursprünglichen Richtung lief und erst später die Ableitung nach Norden erhielt. Es ist nicht mit Bestimmtheit zu sagen, wann diese Mauer hinausgeschoben, St. Theodor mit Niederbasel in das Stadtgebiet aufgenommen wurde; in Verbindung damit scheint dann auch das Riehentor, das bis dahin wohl am Eingang der Rebasse stand, die Stelle erhalten zu haben, die es seitdem einnahm. Aber diese Änderung hat offenbar schon früh stattgefunden. Im vierzehnten Jahrhundert wird die Kirche als in Kleinbasel liegend bezeichnet, und ein Hinweis kann vielleicht auch darin erkannt werden, daß schon in den 1290er Jahren die Lokalitäten am Rheinufer oberhalb St. Theodors zum Stadtbanne gerechnet werden.

Konzil

Das Konzil von Konstanz war im Jahre 1418 auseinander gegangen, nachdem es der Welt in Martin V. einen neuen Papst gegeben hatte. Nach seinen Beschlüssen sollte aber fortan alle fünf oder zehn Jahre eine allgemeine Kirchenversammlung abgehalten werden zur Beratung kirchlicher Dinge und insbesondere zur Durchführung einer Reform der Kirche; dieser Anordnung konnte auch Papst Martin V. nicht offen entgegentreten. Im April 1423 fand sich demnach in Pavia ein Konzil zusammen, mußte aber bald wegen Pestgefahr nach Siena übersiedeln. Hier wurde es, angeblich wegen schwachen Besuches, schon im Mai 1424 durch den Papst wieder aufgelöst, jedoch nicht ohne daß die Konzilspräsidenten die Abhaltung einer neuen Synode beschlossen und als deren Ort Basel bestimmt hatten.

Welche Gründe empfahlen Basel als Konzilsstadt? Hierüber erfahren wir aus der Zeit der ersten Verhandlungen nichts. Denn was Papst Martin 1424 den Baslern selbst ins Gesicht sagte, wenn er als ihre Vorzüge die Integrität des Glaubens, das reife Urteil, die Würde, die besondere Devotion für Kirche und Papst pries, waren Redensarten. Bezeichnender sind spätere Äußerungen aus der Mitte des Konzils selbst.

Als geeignet galt Basel zunächst vermöge seiner unvergleichlichen Verkehrslage. Die nach Burgund und Frankreich, ins Rheinland und an die Nordsee, nach Schwaben und Österreich führenden Straßen trafen hier mit der Straße zum Gotthardpasse zusammen; die Straße nach dem Rhonetal und ins mittägliche Frankreich ging nahe vorbei. Und mit diesem System größter Verkehrswege war in unmittelbarer Weise eine mächtige Wasserstraße kombiniert, die von Osten her und nach Norden weiter führte und sogar, wie das Konzil bei den Verhandlungen mit den Byzantinern zu rühmen wagte, eine Zufahrt von Süden her, vom Mittelmeer durch die Rhone möglich machte, so daß alte Herren sozusagen im Bette liegend von Konstantinopel bis an die Basler Schifflände fahren könnten. Nur eine in idealerer Weise gefaßte Bezeichnung für die geographisch wichtige und vorteilhafte Situation Basels war es, wenn die Stadt wiederholt das Zentrum der Christenheit genannt wurde: der Ungar habe vor dem Spanier, der Gethe vor dem Siculer nichts voraus, wenn er nach Basel gehen wolle; nirgends so leicht wie hier könne die ganze Kirche versammelt werden.

Von nicht geringerer Bedeutung war aber, daß Basel auch an einer Grenze lag; auf einer Stelle, die einst zu Gallien, jetzt aber zu Germanien gerechnet wurde, daß es der welschen Kirchenprovinz Besançon angehörte und doch zur gleichen Zeit deutsch war. Diese Konstellation ist für die ganze Kultur Basels unerschöpflich wirksam gewesen. Sie war es auch, die jetzt, da der Konzilsort gefunden werden mußte und die Frage deutschen oder französischen Einflusses eine der Hauptfrage war, die Eignung Basels als eine außergewöhnliche und einzigartige erscheinen ließ.

Endlich mögen die Einzelheiten, die z.B. 1437 in der Instruktion an die Konzilsgesandtschaft zum Lobe Basels aufgezählt werden, auch hier Erwähnung finden: die Stadt ist schön gebaut und besitzt zahlreiche passende Räume für große wie kleine Versammlungen; die Bevölkerung ist ruhig und friedlich; es wird Recht geübt; an Lebensmitteln ist Überfluß; bei allen Fürsten der Erde ist die Stadt beliebt.

Was in solcher Art für Basel sprach, hatte durch manchen bei Anlaß der Konstanzer Synode wahrgenommen werden können, und die Absicht, für die nächste Versammlung Basel zu wählen, war schon in Pavia erwogen worden. Wir finden im Mai 1423 eine päpstliche Gesandtschaft in Basel, die kaum von andern Dingen zu reden hatte. In Siena sodann kam es zum Beschluß; am 10. April 1424 erging von Rom aus die förmliche Ankündigung durch den Papst. Er teilte «den Prokonsuln und der Gemeinde» Basels mit, daß ihre Stadt zum Ort des nächsten Konzils bestimmt worden sei. Als ergebene Söhne der Kirche mögen sie nun ihr Bestes tun, damit sich die Wahl als gut erweise.

Als Termin für dieses nächste Konzil war in Siena das Jahr 1431 festgesetzt worden. Die Zeit begann, während deren die beiden Pole der kirchlichen Welt Rom und Basel hießen.

Wie stellte sich Basel seinen Gästen dar?

Auffallend und beschwerlich war den Südländern vor allem das Klima der Konzilsstadt; die Kälte und die Schneemassen des Winters werden von ihnen mit unverhülltem Abscheu erwähnt. Das Konzil konnte allerdings gleich zu Beginn einen Basler Winter kennen lernen, als schon im November 1431 eine so furchtbare Kälte eintrat und bis Lichtmeß 1432 anhielt, daß auf dem offenen Lande Menschen und Tiere erfroren und in der Stadt der Rhein vom Eise geschlossen wurde. Dafür erschien der Sommer als zu kurz; und wenn auch Wein und Getreide in Fülle wuchs, so entschädigten unter den Früchten die überreichlich gedeihenden Äpfel nicht für den Mangel von Feigen und Kastanien. Auch das häufige Regnen war unwillkommen.

Für das damalige Aussehen der Stadt waren in der Hauptsache zwei Katastrophen maßgebend gewesen: das Erdbeben von 1356 und der große Brand von 1417. Der letztere hatte die Behörde zum Erlaß strenger Bauvorschriften, zu einer methodischen Regelung des Bauwesens veranlaßt, die nun nicht nur den Neubauten in den vom Feuer verheerten Straßen, sondern allen Quartieren zugute kam. Die hölzerne Stadt wurde allmählich zu einer steinernen. So konnte es kommen, daß dem Enea Silvio Basel in einem Zuge gebaut zu sein schien, durchweg neu, nirgends durch Alter oder Hinfälligkeit entstellt. Womit er die ihm auffallende Wahrnehmung verband, daß in ihr auch keinerlei Spuren oder Baureste des römischen Altertums zu sehen waren. Ähnlich wurde sie auch durch andre gepriesen. «La noble cibdat», «une ville puissante et plantureuse» wird sie genannt, «königlich», «überaus schön und prächtig». Das saubere und stattliche Aussehen, die Lage, die Größe, dann das Behagen des Lebens, die Ordnung, der Reichtum ihrer Bewohner, – alles machte den besten Eindruck, und die Vorstellung von ihr steigerte sich jetzt noch dadurch, daß sie viel mehr als bisher in aller Welt bekannt wurde, daß ihr Name in jedem Munde war. Das schöne Epitheton der Renaissance «inclyta Basilea» ist ihr in diesen Jahren des Konzils gegeben worden; wir vernehmen es von Enea Silvio wie Niccolo Piccinino.

Dem mächtigsten Element im Basler Stadtbilde, dem Rheine, widmen die Schilderer die erste Erwähnung. Für Enea Silvio ist der Rhein überhaupt der edelste der Flüsse. Wie er noch in späten Jahren davon spricht, daß in den vom Rhein durchströmten Gegenden die Blüte Deutschlands zu sehen sei, so macht er ihn auch jetzt, da er doch nur von Basel reden will, zum Gegenstand der eingehendsten Betrachtung; er begleitet seinen Lauf

von den Quellen an, und von Schönheit erfüllt, mit merkwürdig sicherm und freiem Gefühl für das Charakteristische der Landschaft gegeben ist das Bild, das er vom Rheinland unterhalb Mainz entwirft. Was insbesondere am Basler Rheine den Fremden allen, nicht nur dem an die Lagunen gewöhnten Gatari, auffiel, war die Verbindung von Größe mit wilder Strömung. Der Fluß war mächtig genug für einen Weltverkehr, aber so reißend, daß keine Schifffahrt aufwärts möglich war.

Nun aber die Stadt selbst. Sie ist durch den Strom in zwei Städte zerlegt, deren kleinere an den fruchtbaren Breisgau grenzt, völlig in der Ebene liegt, von vielen Bächen durchströmt und rein gehalten, auch leidlich schmuck gebaut ist. Glänzender und großartiger stellt sich Großbasel dar, reich an schönen Gebäuden, zu Seiten eines Wildbaches, der allen Unrat fortführt, über zwei Höhen gelagert; mit wunderbarem Geschick sind hier die Unterschiede von Hügel und Tiefe ausgeglichen.

Die Straßen sind auch für italienische Begriffe nicht zu breit, dabei weder durch die häufigen Regengüsse ausgewaschen, noch durch die Wagenräder verdorben. Gerühmt wird ihr stattlicher Steinbelag.

Auch die Plätze werden gerühmt, die teils für die Märkte dienen, teils mit Grasflächen und Baumschatten die herrlichste Gelegenheit zu Erholung, Tanz, Spiel, Wettkampf, Zureiten der Pferde bieten. Turniere werden auf dem Platze beim Münster abgehalten.

Auf diesen Plätzen stehen schöne Brunnen; derjenige des Fischmarkts ist mit den Bildern der Madonna und zweier Heiligen geschmückt. Auch in allen Gassen und in vielen Häusern findet man Brunnen; allenthalben rauscht und sprudelt das klare süße Wasser; selbst das brunnenreiche Viterbo kennt nicht solche Fülle.

Bei der Schilderung der Häuser weiß der Venezianer nur von den Kaufläden zu reden. Enea Silvio dagegen trägt alle die Reize zusammen, die er an den Wohnungen der Bürger entdeckt: den buntschillernden Glanz der in farbigen Ziegeln gedeckten Dächer, die strahlendweißen, meist mit Malerei gezierten Fassaden, die Lust der Gärten und Brunnen, im Innern sodann die warmen Stuben, wo wunderlicherweise auch der Fußboden, neben Decke und Wänden, mit Holz belegt ist, die Fenster mit Glas geschlossen sind, Teppiche hängen, Singvögel lärmen. Das Ganze, bis zu den Störchen, die auf dem First des Daches nisten, das Bild einer wenn auch kleinen und engen, doch sicher begründeten Behaglichkeit. Das Rathaus, das Zeughaus, das Gesellschaftshaus zur Mücke und die Zunfthäuser werden nur kurz erwähnt. Etwas mehr Worte schenken die Schilderer den Kirchen. Freilich vermissen sie hier die edle Herrlichkeit des Marmors, den Schmuck der Altäre und Priestergewänder, den Reichtum an Bildwerk, Zierraten, Ge-

mälden, den die Kirchen der Heimat bergen. Hier ist alles viel schlichter. Dafür finden sich Eigentümlichkeiten wie die Totenschilder der Adelsgeschlechter und namentlich die gleich Zellen in die Mitte der Kirche hineingebauten Betstühle, in denen die Frauen mit ihren Mägden eingeschlossen dem Gottesdienste beiwohnen, und die je nach der Vornehmheit der Besitzer höher oder niedriger sind. Hervorgehoben werden der prächtige Aufsatz des Hochaltars im Münster mit der in Stein gehauenen Darstellung des Gekreuzigten und der Apostel, die Münsterorgel, Glocken und Uhrwerk in den Münstertürmen. Die Augustinerkirche ist sehr schön; die Barfüßerkirche imponiert durch ihre Größe; die Martinskirche trägt das Ratsgelaute; in der Peterskirche sind die steinerne Altartafel und die Orgel zu rühmen. Alle diese Kirchen sind reich an Heiligtum; der vom heimatlichen Reliquiensinn erfüllte Gattari ergeht sich bei Aufzählung dieser Schätze in einer ungewohnten breiten Ausführlichkeit.

Auch die Befestigungen werden erwähnt. Der innere Mauerring, dessen Graben mit alten Steinen von Judengräbern eingefast ist, scheint der stärkere zu sein; die äußere Ummauerung würde einer harten Belagerung kaum widerstehen können.

Draußen aber, rings um die Stadt zwischen Hügeln und dunkeln Wäldern, zieht sich die Ebene, zum Teil reich bebaut mit Gärten, Rebgegenden, Wiesen, Saatzfeldern, zum Teil Weideland und Wildnis. Noch sah man hier alle die Hecken und Gartenhäuslein sich erheben, die nach wenigen Jahren schon, bei der Armagnakengefahr, geopfert werden mußten. Hier prangten auch in den sonnigeren Lagen die Safranfelder, für Spanier und Italiener eine schöne Erinnerung an die Heimat.

Diese Stadt, inmitten der Weite ein scharf abgegrenzter Häuserhaufen, viel kleiner als heute, war nun der Ort einer seitdem nie mehr in solchem Maße gewesenen Verkehrssteigerung. Das Zusammenströmen dieser Menschen aus allen Teilen der Welt, ihr fremdartiges Treiben, ihre Behandlung der höchsten Fragen, alles dies auf dem einen kleinen Punkte, gibt ein Bild von ergreifender Art. Der Kontrast zwischen dem normalen städtischen Leben, das diese Räume sich geschaffen hatte und erfüllte, und dem jetzt sich hier zusammendrängenden neuen, völlig internationalen Leben ist nicht groß genug zu denken.

Denn dieses Konzil war eine Versammlung, die ihresgleichen nicht hatte. Sie stand unter der erhabenen Idee unmittelbarer Leitung durch den Heiligen Geist. Und wie groß und kühn lautete nicht ihr Programm: die Häresie auszurotten, die Sitten des kirchlichen Standes zu erneuern, dem christlichen Volke wieder den Frieden zu geben. Ein Konzil war in der Tat dazu angetan, «die ganze Kirche zu erschüttern».

Die Geschäfte und Pflichten, die nun dem Rat erwachsen, waren meist neuer Art, und an Hemmungen wird es wenigstens zu Beginn nicht gefehlt haben. Das Ganze war eine Sache schwerer Verantwortung und überdies eine außerordentliche Belastung der städtischen Finanzen. Hiezu kam das Unzählbare, wodurch auch der Einzelne in Anspruch genommen wurde.

Aber die Stadt war seit 1424 von dem Plane des Konzils verständigt und konnte sich vorbereiten. Sie konnte insbesondere in Konstanz alle nötige Information holen; daß sie dies tat, zeigt die im Konzilienbuch des Rates eingetragene Darlegung über den Betrieb jenes Konzils.

Den Obliegenheiten gegenüber standen die gewaltigen Vorteile wirtschaftlicher Natur, die der Stadt aus der Anwesenheit des Konzils erwachsen und an die man in Basel natürlich sofort, und vielleicht mit Überschätzung, dachte, sowie die zur Zeit gar nicht zu ermessenden geistigen Einwirkungen. Abgesehen von dem einzigartigen gegenwärtigen Ruhme: das Konzil trug den Namen Basel in alle Welt.

Dieser ganze Apparat einer ausgedehnten und eigenartigen Geschäftsbesorgung war für die Basler Bevölkerung ein Gegenstand nicht geringen Erstaunens, wenn sie sich des einförmigen Lebens erinnerte, das sonst in diesen Klöstern waltete. Jetzt war hier ein unaufhörliches Kommen und Gehen von Fremden, ein Reden und oft Schreien in allen Zungen. Die Portale der Kirchen wurden nie leer von Anschlägen, in denen Sitzungen angesagt wurden, sowie von Zitationen und Monitorien; bei Plakaten letzterer Art standen oft Bewaffnete, durch die zitierende Partei zur Bewachung des Anschlags aufgestellt.

Auch der Gang der Versammlungen selbst bot des Verwunderlichen und Ungewohnten die Fülle. Ein einzigartiges Schauspiel schon dieses Debattieren beinahe zwei Jahrzehnte lang, ohne Aufhören, in Kommissionen, Deputationen, Generalkongregationen, Sessionen. Auch abgesehen von Ungeheuerlichkeiten, wie die Reden in der Diskussion mit den Böhmen waren – Palomars Rede dauerte drei Tage, die Replik des Johann Rokyzan vier Tage, und Johann von Ragusa setzte seine Widerlegung durch acht Tage hindurch fort –, war diese alle Sitzungen erfüllende Weitschweifigkeit, diese Freude am Wort, an der Theorie etwas Erstaunliches.

Der Gegensatz hiezu dann in denselben Versammlungen der wilderregte Streit. Die Zwietracht der Nationen vor allem trat zu Tage in den endlosen Rang- und Sitzstreitigkeiten zwischen Engländern und Franzosen, Burgund und Bretagne, Burgund und Deutschland. Diese Händel waren es, die das Weihnachtsfest 1433 störten, ohne Rücksicht auf die Anwesenheit des Kaisers, die am Palmsonntag 1435 die Prozession unmöglich machten; als im November 1435, wieder um eines Rangstreites willen, zwei spanische

Bischöfe einen englischen Prälaten im Münster von seinem Stuhle warfen, kam es zwischen den Anhängern und Dienern der Streitenden zu einer Prügelei; der skandalöse Vorfall hatte zur Folge, daß drei Tage in allen Kirchen Basels Interdikt war.

Die Ergänzung zu diesem Bilde, das die Versammlungen boten, waren die zahlreichen Schauspiele und Veranstaltungen, die immerfort die Geschäfte des Konzils begleiteten und unterbrachen, und durch die ein eigentlich festliches Element zu dem sonst schon vorhandenen Reichtum des Konzilslebens hinzutrat. Es waren Akte und Zeremonien aller Art, die sich im buntesten Wechsel ablösten; ihre Begleitung, das Glockengeläute, scheint unausgesetzt feierlichen Klanges über der Konzilsstadt zu schweben. Das Schauspiel war schon bisher ein mächtiges gewesen, jetzt wurde es noch umfassender. Zahlreiche neue Beziehungen und Erscheinungen traten zu der Fülle, die schon da war. Neben der Welt der Kirche tat sich die Welt des Reiches auf.

Das Wichtigste in dieser Beziehung war, daß Sigmund in Basel den Reichstag um sich versammelte. Am 25. Oktober hatte er ihn auf den 30. November einberufen; da nur Wenige dem Rufe folgten, erging am 8. Dezember eine neue Ladung auf 6. Januar 1434, und zu diesem Termin trafen Fürsten, Räte und Städteboten in großer Zahl hier ein.

Auf die Arbeiten dieses Reichstages, die hauptsächlich den Husitenangelegenheiten und dem schwäbischen Landfrieden galten, ist hier nicht einzugehen. Sie waren umfassend genug; aber neben ihnen nahmen noch andere Dinge den Kaiser in Anspruch. Mit dem Konzil hatte er zu verhandeln über die Frage der Präsidentschaft, über Rangstreitigkeiten, über die Übergriffe des Konzils in den Bereich staatlicher Gewalt u. a. m. Hiezu kam eine gehäufte Menge sonstiger Geschäfte aller Art, weltlicher und geistlicher, politischer und administrativer, die Erledigung finden sollten. Vergewärtigen wir uns den Umfang und den steten Wechsel dieser Verrichtungen, dazu die alles erfüllende Persönlichkeit Sigmunds selbst, so erhalten wir in der Tat das Bild einer erstaunlich bewegten Zeit. Im Johanniterhause und zu Predigern und wo sonst sich der Kaiser in Geschäften betreten ließ, ging es unruhig zu, und dabei klagten viele, daß sie zu keinem Ziele kämen. «Wer hie zu Basel nit sin muß und nit fast ernstlich hie zu tun hat, der bleibe im Frieden daheim» schrieb der Frankfurter Gesandte nach Hause.

Neben die Geschäfte traten große und kleine Szenen und Zeremonien in Fülle. Auch an diesen wird offenbar, wie sehr sich der Schauplatz erweitert hatte.

Die Anwesenheit des Kaisers in den Konzilsdeputationen wurde freilich außen kaum bemerklich; um so mehr sein feierliches Thronen in den all-

gemeinen Versammlungen im Münster, wo er Krone und kaiserliches Gewand trug, Reichsapfel, Szepter und Schwert von seinen Fürsten neben ihm gehalten wurde. So insbesondere in der Session vom 26. April 1434, in der die Zulassung der päpstlichen Präsidenten verkündet und damit auch der letzte Streit zwischen Papst und Konzil beglichen wurde. Es war dies die glänzendste aller Sessionen; hundertfünf Mitren tragende Prälaten, darunter elf Kardinäle und drei Patriarchen, waren neben einigen Hundert sonstigen Konzilsvätern, Fürsten und Herren in ihr anwesend.

Jetzt sah man auch am Weihnachtstage, früh um ein Uhr, den Kaiser vor dem Altar des Münsters stehen, das blanke Schwert in der Hand, und den Gesang des Weihnachtsevangeliums anstimmen; ebenso eindrucklich war der Anblick, da er am Gründonnerstag 1434 bei den Johannitern öffentlich kommunizierte; «Gott gebe, das im und aller kristenheit nütze sie», meinte einer der Anwesenden.

Den fröhlichen Sigmund hinwiederum, den Freund der Frauen und der Feste, finden wir bei den Turnieren, die Ende Dezember 1433 und in der Fastnacht 1434 auf dem Münsterplatz abgehalten wurden; an sie schloß sich gewöhnlich Bankett und Ball im Hause zur Mücke; da sah man die schönen Frauen Basels, die einen mit weiten goldenen Halsketten oder mit Perlenschnüren geschmückt, die andern in goldgezierten Hauben, deren lange Zacken bis auf die Brust herabreichten. Die Herren waren gekleidet in Goldtuch und Seide und trugen an den Gürteln Glöcklein, die beim Tanze so laut klangen, daß man daneben die Instrumente kaum hörte. «Und immer war der Kaiser dabei.»

Weiterhin die Zeremonien voll kaiserlicher Würde, wie die Belehnungen des Markgrafen von Baden und des Herzogs René von Anjou, auf einer Estrade vor dem Münster, oder die ebenda vollzogene Investitur des Bischofs von Bamberg. Natürlich schlug der Kaiser in Basel auch Ritter: den Venezianer Gesandten Giovanni Francesco Capodilista am 5. Februar unmittelbar nach der Session, in der die Adhärenz Eugens verkündet worden war; bei andern Anlässen «den Hofmeister von Bern, den Stüssi von Zürich und ander vil buren, das dem adel nit wol geviel».

Die Gesandtschaft Sultan Murads, die dieser, nachdem er in Ungarn eingebrochen, zur Wiederherstellung des Friedens an Sigmund abgeordnet hatte und die vor ihm in Basel erschien, war jedenfalls das ungewöhnlichste dieser Schauspiele; sie überbrachten dem Kaiser als Geschenke zwölf Pferde von schönster grauer Farbe, zwölf goldgewirkte Tücher, zwölf Wurfmaschinen, zwölf reichgekleidete Jünglinge, zwölf silberne Krüge usw.

Für uns von Wichtigkeit ist die Wirkung aller dieser Dinge auf die Stadt. Es handelte sich um Vorgänge, die für den einzelnen Bürger wie für die

Gesamtheit und die Behörden unvergeßbar sein mußten, abgesehen von der großen Arbeit und den sehr erheblichen Kosten, die sie verursachten.

Wie das Konzil in seiner Gesamtheit denkwürdig ist, so hat die persönliche Anwesenheit, das Zusammentreffen zahlreicher bedeutender Männer an diesem einen Orte einzigartigen Reiz. Wir müssen darauf verzichten, die lange Reihe dieser Namen hier zu geben, und nennen aus ihr nur den in Basel bekanntesten, Enea Silvio Piccolomini.

Er kam am 15. April 1432 nach Basel, im Gefolge des Kardinals Capranica. Zum Schreiber des Konzils ernannt, begleitete er im Oktober 1432 den Bischof Nikodemus von Freising zum Frankfurter Kurfürstentag, kehrte von diesem bald wieder nach Basel zurück und blieb hier, bis er im September 1433 mit dem Bischof Bartholomäus von Novara die Stadt verließ. Abgesehen von der raschen Durchreise im Juni 1435, auf dem Wege zum Kongreß in Arras, betrat er Basel erst wieder im Frühjahr 1436 und blieb nun hier, mit Ausnahme einer Reise nach Wien im Sommer 1438; im November 1442 verließ er Basel und das Konzil endgültig, um in die Dienste König Friedrichs zu treten.

Beim Konzil arbeitete Enea als Skriptor, dann als Abbreviator; er gehörte der *deputatio fidei* an und war Mitglied des Zwölferausschusses. Aeneas von Siena ist der Name, mit dem er in den Akten genannt wird.

Dies seine amtliche Stellung. Daneben finden wir ihn mitten im muntern und ausgelassenen Treiben des Schreibervolkes, keinen Genuß meidend, Haupt eines Freundeskreises, der ihm Basel zu Athen machte, den er als seine Akademie pries. Nicolaus Amidanus, Pivani, Pietro da Noceto, Julianus Romanus waren diese Genossen, die meisten gleich ihm Sekretäre; auch Ludovicus Pontanus trat ihm nahe; neben diesen Italienern erscheinen auch Deutsche, ein Johann Steinhof und ein Arnold, in der Gesellschaft. Zuerst in diesem Zirkel glänzten Geist und Kunst des Enea, wurde seine Poesie, seine Beredsamkeit, der elegante Reiz seines Lateins bewundert. Hier in Basel begegnen wir den Anfängen der Wirkungen, die sich dann gewaltig steigerten, und kraft deren er als Apostel des Humanismus in Deutschland gilt.

Die Ergänzung hiez zu war sein Studium des ihn umgebenden Landes und Volkes. Er scheint in Basel deutsch gelernt zu haben; hier und auf den Reisen dieser Jahre gewann er eine Vorstellung des Landes und ein Bild der Landschaft, ging er den Stämmen, der Verschiedenheit ihrer Dialekte nach. In diesen Studien und Beobachtungen, in der Rechenschaft, die er sich selbst darüber ablegte, erwuchs ihm die Anschauung von Deutschland, die dann so oft in seinen späteren Werken durchbricht. Aber nicht deutsches Wesen allein wollte er kennen lernen. Als der Camaldulenser Hieronymus,

der Bekehrer der Litauer zum Christentum, in Basel sich aufhielt, suchte ihn Enea in seiner Zelle bei den Karthäusern auf, um genauen Bericht über jenes Land und Volk zu erhalten; die Bekanntschaft mit einigen Franzosen, an die er beim Konzil geraten, veranlaßte ihn, sich die Geschichte der Franken anzusehen. Mit uneingeschränktem Interesse nahm er jede neue Erscheinung auf, und sein künstlerisches Bedürfnis ließ die Beobachtung sofort zur Darstellung werden. In dieser Weise ist er auch dazu gelangt, die Konzilsstadt Basel selbst zu schildern. Zu zweien Malen, 1433 und 1438, und diese beiden Beschreibungen gehören zu den schätzbarsten Quellen unsrer Geschichte. Hier liegt ihre Bedeutung darin, daß sie die persönlichen Beziehungen des Enea zum Konzilsort und dessen Bewohnern vergegenwärtigen. Hinter der Schilderung so vieler Einzelheiten steht sichtbar der Verkehr des Autors mit den Menschen, und daß einige tadelnde Bemerkungen über Basler Eigentümlichkeiten, die Enea in der ersten Beschreibung anbrachte, ihm in der Bürgerschaft übel vermerkt wurden, ja seinen Weggang nötig machten, scheint aus einer Stelle des spätern Werchens sich zu ergeben.

Wir würden gerne mehreres von solchen persönlichen Berührungen erfahren. Aber die Zeugnisse sind selten. So ist auf die Beziehungen des Johann von Ragusa zu den Predigern zu verweisen. Namentlich aber kommt die Karthause in Betracht.

Dieses abseits liegende, vom Lärm des Konzils nicht berührte Kloster eignete sich in hohem Grade dazu, Einzelnen einen Verkehr höherer Art zu ermöglichen. Die Karthause war zu jener Zeit das jüngste, zugleich das innerlich vornehmste Kloster in Basel. Sein Prior, Albert Bur von Utrecht, vertrat die Gemeinschaft in vorzüglicher Weise. Die Gebäulichkeiten waren noch unfertig und boten die mannigfaltigste Gelegenheit zur Munifizenz.

Man hat den Eindruck, daß einzelne Konzilsherren sich wie verpflichtet fühlten, an der gastlichen Konzilsstadt Vergeltung zu üben, und dies am schönsten hier in der Karthause tun zu können glaubten. Wir finden eine so eifrige Betätigung dieser Art, daß später in der Erinnerung der Mönche die Jahre des Konzils als eine glänzende, unvergleichliche Zeit lebten.

Als Kardinal Cesarini im Februar 1435 mit der Entwerfung umfassender Reformvorschläge beschäftigt war, suchte er für diese Arbeit die Stille der Karthause auf. Der Kardinal Otto von Katalonien verfaßte für die Karthäuser einen Mondkalender und erklärte seinen Gebrauch dem ganzen Konvente. Alljährlich am Gründonnerstag fand sich Bischof Aymo von Grenoble drüben ein und wusch den Brüdern die Füße. In so ansprechender Weise tritt uns dieser Verkehr entgegen; seine äußern Dokumente waren die reichen Leistungen für Bau und Ausstattung des Klosters. An der Sakri-

stei, den Kreuzgängen, einzelnen Zellen, an Altardecken, Bildern, Kandelabern, Büchern haftete das Gedächtnis dieser Benefaktoren, der Kardinäle Cervantes, von Arles, Albergati, von St. Eustach, der Bischöfe von Worcester, von Vich usw. Das Schönste waren die Glasgemälde in den Kreuzgängen; durch eine Scheibe sich hier ein Denkmal zu sichern, scheint unter den Prälaten zum guten Ton gehört zu haben, und es entstanden jene in reichster Bilderpracht glühenden Fensterreihen, die als Schmuck der ernstesten Kirchhöfe und Wandelgänge das Andenken einer großen Zeit noch lange festhielten. Auch als Ort der Bestattung war die Karthause bevorzugt; sie wurde zur Hüterin der Gräber der Bischöfe von Rochester, Worcester, Utrecht, Como, des Kardinals von St. Eustach und vieler anderer, deren stille Anwesenheit von nun an die Welt der Mönche bereicherte.

Klerus

Weithin gelagert und in den mannigfaltigsten Formen breitet sich das Basler Kirchenwesen vor uns aus.

Der Klerikerstand, die *milicia clericalis*, die große Gesellschaft der Tonsurierten, nicht Geburts- sondern Berufsstand, ist die «Pfaffheit», von der Gesetze und Urkunden reden. Um diese Gesamtheit handelt es sich bei der Festsetzung der Sonderrechte und Freiheiten, bei den Verhandlungen über Reform, bei Zusammenkünften wie derjenigen von 1409, in der die Anerkennung Papst Alexanders ausgesprochen wurde. Adressierungen großer kirchlicher Mandate an «Äbte, Prioren, Pröpste, Dekane, Archidiakone, Kanoniker, Kirchrektoren, Altaristen, Guardiane, Lektoren, Präceptoren, Commendatoren, Regularchorherren, Priester, curati, Vikare, Kleriker zu Basel» nennen die Hauptvertreter der Masse.

Diese «geistlichen Personen» sind die Verwalter des Überirdischen, sind durch Chordienst, Altardienst und Fürbitte die Vermittler zwischen Gott und dem Volke. Sie gelten darum als die Auserwählten der Einwohnerschaft und fühlen sich zugleich als Glied einer großen, weit über die Stadt hinausreichenden Gemeinschaft. So bilden sie eine von allem ausgesonderte Gruppe; sie wollen unberührt bleiben von Lasten und Geschäften und sollen weltlichem Wesen gar nicht genügen können, daher sie, gleich den Frauen, dem Schutze der frommen Ritter befohlen sind, keines der hochstiftischen Ämter bekleiden können, vor dem Stadtgericht eines Vogtes bedürfen und dergleichen mehr.

Ein großer Teil dieser geistlichen Einwohnerschaft lebt hinter Mauern verschlossen, in den Klöstern, und wird selten sichtbar. Das sind die Religiösen, die Ordensleute, Mönche und Nonnen.

Ihnen gegenüber steht und beschäftigt uns hier zunächst der eigentliche Klerus, der sich, ohne Schaden für seinen Standescharakter, täglich überall mitten im profanen Leben bewegt.

Zum Wesen des Klerus gehört, daß er in den wenigsten Fällen theologisch geschult ist, überhaupt selten höhere Bildung besitzt. Der Durchschnittskleriker hat meist nur die Lateinschule durchgemacht und im besten Fall einen artistischen Grad erlangt.

Auch sind keineswegs alle Kleriker zugleich Priester. Manche begnügen sich mit den niedern Weihen und sind somit nicht zum Zölibat verpflichtet. Daher die oft uns begegnenden *clerici conjugati*. Sie verlangen nicht mehr, streben überhaupt nicht nach hohen Dingen und wahren sich die Möglichkeit der Rückkehr in den Laienstand. Erst die Priesterweihe gibt dem Kleriker die innere unverlierbare Befähigung zur Ausübung der Kirchengewalt, zur Darbringung des Meßopfers, zur Spendung der Sakramente.

Ziel fast aller Kleriker ist die Pfründe, weil sie ein Kirchenamt trägt und ökonomischen Wert hat. Sie besitzt Geräte, Bücher, Zinse, Häuser usw. Sie gibt einem Leben Halt, sie ernährt, sie bietet Versorgung. Es sind sprechende Vorgänge, wie der Stadtschreiber Künlin auf seine alten Tage Kleriker wird und nach den Sorgen und Anstrengungen der langen Amtsarbeit die Stille einer Kaplanei in der Heiligkreuzkapelle aufsucht; oder wie bei der Teilung des Eptingischen Erbes 1456 Hartmann zurücktritt und seinen Brüdern die größeren Teile läßt, weil er wohlbepfründet ist und sein Auskommen hat, während sie die Familie emporbringen sollen. Die Pfründe ist die erwünschte Grundlage klerikaler Tätigkeit. Wer dem Altare dient, soll vom Altare leben; ohne Zeitliches kann das Geistliche nicht gedeihen; je besser und nahrhafter die Pfründe ist, um so reichlicher kann auf ihr Gott gedient werden.

In unzähligen Fällen sehen wir aber den Kleriker sich gar nicht mit einer Pfründe allein begnügen, sondern ehrgeizig und habsüchtig ihrer mehrere begehren und neben einander besitzen.

Aber andererseits sind auch nicht alle Kleriker bepfründet. Die Zeugenreihen der Oficialatsurkunden zum Beispiel oder die langen Listen der Bewerber um ein vom Rate zu vergebendes Benefiz zeigen uns stellenlose Kleriker in Menge. Wie zahlreich jederzeit die Bedürftigen und Darbenden in diesem Kreise waren, verraten auch gelegentliche Erwähnungen: die armen Priester, die bei der reichen und gutherzigen Adelheid Bidermann an die Kost gehen dürfen; oder diejenigen, unter welche die vom Klingentaler Kaplan Schlatter hinterlassenen Kleider verteilt werden und dergleichen mehr. «Kein ärmer Vieh auf Erden ist, als Priesterschaft, der Nahrung gbrist», sagt Sebastian Brant. Allezeit gibt es Kleriker, die von der Schule weg nicht sofort zu

einem Benefiz gelangen, sondern in einem unsteten ambulanten Leben zu clerici vagabundi, zu fahrenden Scholaren werden. Viele gehen dabei unter, bringen dem Stand keine Ehre. Einzelne aber finden den Weg zum großen kirchlichen Glücksmarkt in Rom und erlangen dort einen Posten bei einem Prälaten oder die Provision auf eine Pfründe.

Der Kleriker ist nirgends ein Fremdling, er kann überall zu Hause sein. So kommt es, daß neben den Eingeborenen sich unaufhörlich auch solche herandrängen, die von draußen gekommen sind. Eine buntgemengte Masse von Pfaffheit offenbart damit die Weite und die Einheit der kirchlichen Welt.

Die kleinste Gruppe innerhalb des städtischen Klerus bildend, können die Pfarrer doch als seine Ersten und Wichtigsten gelten. Sie sind bleibend angestellt. Sie sind die regelmäßig und am sichtbarsten wirkenden Vertreter der Kirche, die durchaus Unentbehrlichen. Nicht als Diener der Gemeinden stehen sie da, sondern als Verwalter des Kirchenamtes. Auch nicht das Priestertum, die selige mystische Einsamkeit vor dem Altar, ist's was sie auszeichnet, sondern die Gewalt des Parochieherrn. Ihre Wohnung ist womöglich in unmittelbarer Nähe ihrer Kirche. In den Sprengeln, bei deren Kleinheit jeder einzelne ihnen nahe ist, können sie Hirten und Väter sein, ist ihnen die Leitung der Seelen und damit die «Kunst der Künste» anvertraut.

Freier, selbständiger, als reine Gemeindepfarreien stehen St. Martin und St. Theodor da; sie gleichen sich in ihrer Entwicklung durchaus.

Der Patronat beider Kirchen stand ursprünglich, durch die Schenkung Bischof Burchards, dem Kloster St. Alban, seit 1259 (vollständig seit 1314), der Patronat von St. Theodor dem Domstift zu. Kraft dieses Rechtes wählten Konvent und Kapitel die Pfarrer und präsentierten sie dem Bischof (für St. Martin dem Bischof von Basel, für St. Theodor dem Bischof von Konstanz) zur Investitur. Diese Pfarrer, meist vornehme Herren, versahen ihr Amt kaum je in eigener Person. Sie behielten die Würde, den Hauptteil der Einkünfte, die rechtliche Vertretung; für Besorgung der Geschäfte selbst hielten sie sich untergeordnete Kleriker als Vikare oder Leutpriester, die sie besoldeten.

Ein anderer Orden der Frühzeit, die Karthause, faßte in Basel Fuß erst zu Beginn des 15. Jahrhunderts. Bei dieser Niederlassung wurde 1404 auch die Frage der Parochierechte geregelt: die Karthäuser sollten gleich andern Parochianen den Pfarrzehnten entrichten; sie durften niemandem außerhalb des Klosters die Sakramente geben; sie durften jedermann ein Grab bei ihnen gewähren unter Vorbehalt der Rechte der betreffenden Gemeindekirchen auf Präsentation und Quart.

Zu wirklichen Konflikten kam es erst seit dem Auftreten der Mendikanten (Barfüßer, Dominikaner, Augustiner).

Das diesen Mönchen gesteckte Ziel war, in Demut und Armut das ursprüngliche christliche Leben so vollständig als möglich zu erneuern; sie strebten aber nach diesem Ziel nicht im Leben klösterlicher Stille, sondern mit entschlossenem und verlangendem Hinaustreten in die bewegteste Welt. Diese Welt betrachteten sie als ihr Gebiet. Sie wußten nichts von Gemeindegrenzen, waren frei von jeder lokalen Kirchengewalt. Mit einer unvergleichlichen begeisterten Kraft der Hingebung wie der Anziehung erschienen sie allenthalben als Eroberer, stellten sich dem Papsttum als die tätigste Mannschaft für Ausbreitung seiner Macht und Bekämpfung der Häresien zur Verfügung.

Daß das Volk ihnen seine Gunst schenkte, ist natürlich. Ihre Aufgabe war, nicht sich selbst zu leben, sondern der Allgemeinheit. Sie selbst waren zumeist aus der Masse der niedern Bevölkerung hervorgegangen. Ihr Wandern, ihr Gabenheischen führte sie überall hin, machte sie jedem bekannt und vertraulich.

Aber auch die Opposition des Pfarrklerus ist zu begreifen. Ein Streit begann, der nie mehr zur Ruhe kam, vielmehr mit der allgemeinen Entwicklung des Lebens sich immerfort steigerte.

Klöster

Der Klerus erscheint als allgegenwärtig. Trotz seinem Anspruch auf einen überweltlichen Wert lebte er, am Größten wie am Kleinsten beteiligt, mitten in der Welt.

In den Klöstern dagegen barg sich eine aus der Gesellschaft ausgeschiedene Bevölkerungsgruppe. Weil sie Masse machte und in ihrem Gegensatze zur Welt in feste Formen gefaßt war, konnte sie als eine Hauptvertretung kirchlichen Wesens gelten. Aber zum Klerus zählten diese Religiösen im Grunde nicht. Sie waren kein Volk von Geweihten, hatten keine Priestergewalt. Solche Gewalt und Weihe konnte bei einzelnen hinzutreten; das Entscheidende waren hier die Gelübde und die Klausur.

Unter bestimmter, von der höchsten Kirchengewalt approbierter Regel, die den ganzen Menschen sich untertan machte, standen hinter den Mauern des geschlossenen Klosters, von der Welt und ihren Leidenschaften unberührt, diejenigen beisammen, die in lebenslänglicher Erfüllung jener drei feierlichen Gelübde der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams nach höherer christlicher Vollkommenheit strebten.

Auch der Klerus hatte seine Unabhängigkeit vom Städtischen und eine ideale Heimat, die über den Ort seiner Anwesenheit weit hinausging. Bei

den Klosterleuten stand diesem Orte nicht nur die eine Größe der allumfassenden Kirche gegenüber, sondern auch noch die mannigfaltige Kraft einzelner, nach eigenen Gesetzen herrschender Verbände: der Orden.

Der alte ruhmreiche Benediktinerorden hatte hier im Jahre 1083 das Kloster St. Alban geschaffen. Gegenstück dieser Gründung war diejenige der Karthaus im Jahre 1401; auch in ihr noch baute sich einer der alten Orden ein Haus in Basel. Dazwischen erhoben sich die Niederlassungen der Mendikanten: der Barfüßer 1231, der Prediger 1233, der Augustiner 1276. Organisatorisch mit diesen verbunden, aber im Wesen von ihnen unabhängig erscheinen die Klöster der sogenannten zweiten Orden der Mendikanten, die Weiberklöster, von denen Gnadental seit 1266, St. Klara seit 1279 dem Barfüßerorden, Klingental seit 1274 und St. Maria Magdalena an den Steinen seit 1304 dem Predigerorden unterstellt waren. Aus der alten Zeit stammte auch das Kloster St. Leonhard, mit den gleich den Predigern und Augustinern durch die sogenannte Augustinerregel beherrschten regulierten Chorherren. Solche lebten auch in den beiden Niederlassungen der Antonier, deren ältere, in der St.-Johanns-Vorstadt, schon zu Beginn des 14. Jahrhunderts bestand; das zweite Haus entstand 1462 an der Rheingasse in Kleinbasel auf dem alten Ziegelhofe der von Hiltalingen. Das am wenigsten bezeugte in der Basler Klosterwelt waren die Ritterhäuser der Johanniter und der Deutschherren.

Das Zusammenwirken dieser Einzelheiten mit dem Allgemeinen bildet die Geschichte des Basler Klosterwesens.

Jedes der Klöster gehört einem großen Verwaltungsbezirke seines Ordens an: der Kluniazenserprovinz Alamannia, der Nation Elsaß in der Dominikanerprovinz Teutonia, der Kustodie Basel in der oberdeutschen Minoritenprovinz, der rheinisch-schwäbischen Provinz der Augustiner, der Ballei Elsaß der Deutschherren, dem Großpriorat Heitersheim in der deutschen Zunge der Johanniter.

Die Korrespondenzen und Meldungen, die zwischen dem Kloster und der Provinz- oder Ordensleitung hin- und hergehen, die Besuche der Visitatoren, die Reisen halten das Gefühl solchen Zusammengehörens rege. Jeder junge Johanniter hat sein Noviziat auf Rhodus durchzumachen; wiederholt reisen die Basler Komthure, z. B. 1517 Peter von Englisperg, dorthin zum Kampfe wider die Türken. Auch auf andere Weise macht der Orden seine Rechte geltend. Etwa in jährlichen Kollekten, wie die Antonier zu tun pflegten. Oder in der Erhebung regelmäßiger Beiträge der Klöster an die Ordenskosten. Am mächtigsten in großen Versammlungen. Das Mainzer Provinzialkapitel der Benediktiner freilich, das im Juni 1435 hier gefeiert wurde, kam des Konzils wegen; nur die Mendikantenklöster Basels zogen

die Kongresse heran, in denen die Vertreter der Provinz oder des ganzen Ordens über Verwaltung, Zucht, Studium usw. zu beraten und zu beschließen pflegten. Solcher Provinzialkapitel haben in unserm Zeitraume bei den Augustinern zwei, bei den Predigern zehn, bei den Barfüßern zwanzig in Basel stattgefunden. Ihnen gegenüber standen, durch universale Beteiligung und Wichtigkeit der Verhandlungen ausgezeichnet, die Generalkapitel; diese großen Darstellungen der Ordensmacht haben die Augustiner im Jahre 1350, die Barfüßer 1454 und 1472, die Prediger 1473 hier erlebt. Wenn dabei auch die Stadt mit Beiträgen half, so war die Aufgabe doch eine schwere, so daß die Klöster jeweilen freiwillige Gaben sammelten, in möglichst weitem Gebiet und unter Ablassverheißungen des Papstes, des Ordensgenerals und der beteiligten Bischöfe. Zum Provinzialkapitel der Prediger 1508 lieh der Basler Heinrich David sein Silbergeschirr.

Was an solchen Kapiteln zur Verhandlung kam, zeigt uns die ganz singuläre Kraft und Klarheit dieser Ordensorganisationen. Die Tätigkeit eines Jahres wird auf einen Punkt gesammelt und erwartet Bestätigung, Weisung, Erledigung. Ein ausgebildetes Rapport- und Kontrollsystem läßt die Obern alles wissen, was irgendwo im Orden geschieht, und erwägen, was geschehen soll. Mit Staunen lesen wir, wie in Cluny die Visitatoren über Bauten im Basler Kloster, die Ausgelassenheit der Nonnen von Feldbach, die Armut Isteins usw. berichten und die Definitoren darüber Beschlüsse fassen, und wie zur selben Zeit an einem andern Orte der Predigergeneral gleichfalls jedes Detail seines weiten Reiches beachtet; Vorfälle in den Konventen, Fähigkeiten und Verhalten einzelner Brüder, Kleinigkeiten wie die Zuweisung von Zellen im Predigerkloster zu Basel und dergleichen mehr werden behandelt in buntem Wechsel mit den allgemeinsten und sublimsten Angelegenheiten; die Gründungsgeschichte der Karthause zeigt aufs lebendigste, wie ein solcher Orden in der Stadt Fuß faßt, wie zunächst alles Ordenssache ist und das Lokale noch völlig zurücktritt.

Dabei ist uns eindrucklich der Zustand allgemeiner Heimatberechtigung des einzelnen im ganzen Ordensgebiet.

Als das Wichtigste aber hat zu gelten, daß aus der Ordenszugehörigkeit dem einzelnen Religiösen Aufgaben erwachsen können, die ein Konvent niemals stellt. Auf diesem Wege wird mancher für uns bekannt, ja bedeutend, der als Mönch uns gleichgültig bleiben würde. Schon die Verwendung einzelner Prioren der Karthaus, der Augustiner, des Albanklosters als Visitatoren oder Definitoren ihrer Orden hebt sie auf eine höhere Stufe; der Prior Theobald von St. Alban wird Kämmerer von Cluny in Alamannien und Lothringen, sein Nachfolger Ulrich von Bisel einer der zur Ordensreform Deputierten, der Johanniter Hans zu Rhein Meister in deutschen Landen,

Johann von Basel 1359 Meister des Tertiärerordens der Franziskaner. Solche Männer bringen ihrem Basler Hause Ruhm; aber sie sind nicht Vertreter dieses Konventes, sondern individuell ausgezeichnete Träger des Ordensgedankens und der Ordensmacht.

Im Ganzen des städtischen Lebens standen die Klöster als seltsame Erscheinungen. Sie waren völlig ausgesonderte Teile der Einwohnerschaft, gebildet durch solche, die auch das Gewöhnliche nicht mehr nach freiem Belieben taten, aber dafür die Seligkeit eines höheren Lebens in Askese, in Besitz- und Beruflosigkeit, in steter Meditation und Gebetsübung erfahren sollten. Nicht nur in ihrer Entwicklung durch die Jahrhunderte, sondern schon tagtäglich in ihren einzelnen Mitgliedern zeigten die Klöster nebeneinander alle Möglichkeiten dieses Wesens vom Ideal des ursprünglichen Klostergedankens bis zur rohen Verwilderung. Aber in jeder Form etwas durchaus Abgeschlossenes, einen Gegensatz zum Erdenleben ihrer Umgebung.

Vor allem forderte eine solche Existenz den Vergleich mit dem Weltklerus heraus. Die Debatten darüber, welcher Stand der vorzüglichere sei, hatten schon frühe begonnen, und im allgemeinen war man zunächst versucht, die Mönche, diese «Kinder Gottes», im Rang über die Weltgeistlichen zu stellen, den guten Mönch für den wahren und vollkommenen Christen zu halten. Aber so überzeugt man auch sein mußte von der stärker bindenden, das ganze Leben ergreifenden Gewalt des Klosters, von der unvergleichlich schwereren Last dieser Gelübde – so daß zum Beispiel der Domkaplan Fatzman sagen konnte: wo ein Weltpriester etwas gelobt gegen Gott oder die Welt, so hat's ein Mönch zwiefältig geloben müssen –, und so unbestreitbar die Klosterleute im Durchschnitte den Klerikern an Gelehrsamkeit überlegen waren, so unnütz erschien doch das Leben hinter den Klostermauern. Unnütz für das gemeine Wesen. Als Heynlin in die Karthause ging, wurde er bitter getadelt, daß er die Kanzel verlasse und Mönch werde; «er hätte nützer mit predigen mögen sin». So redete man, weil es sich um einen Mann wie Heynlin und um die Karthause handelte, der man schon bei ihrem Entstehen in Basel vorgeworfen, daß ihre Brüder niemandem dienten als sich selbst. Andere Klosterleute mochten allerdings mit Predigen, Beicht hören usw. eine utilitas wenigstens äußerlich erweisen, handelten aber damit dem eigentlichen Begriffe des Klosters zuwider.

Der Mönch konnte glauben, durch das Mönchsein für das eigene und der Seinigen Seelenheil zu sorgen. Aber der Stadt und der Welt, auch der Kirche, ging er verloren.

Vor allem haben wir uns die Bedeutung der Exemtion dieser Klöster von aller lokalen richterlichen Gewalt klar zu machen. Die exemtierten

Klöster waren der Hoheit und Jurisdiktion des Basler und des Konstanzer Bischofs entzogen; sie waren befreit von der Entrichtung der Zehnten, Steuern, Subsidien usw.; Delikte von Klosterleuten zu bestrafen war nicht Sache des Bischofs sondern des Ordens, und auch dem Papste gegenüber konnte ein Kloster, z. B. die Karthause 1513, geltend machen, daß es seiner Macht entzogen und nur dem Orden untertan sei, daher auch die päpstlichen Kollekten nicht zu entrichten habe.

Dazu nun die Sonderstellung innerhalb der Stadtmauer, die den Häuptern des Gemeinwesens und seinen Bürgern zu denken geben mochte. Dieser Grundbesitz, diese allverbreiteten Zinsrechte, dies unaufhörliche Übergehen von Geld und Gut in die Klostergewalt, das Verschwinden von Erbtöchtern und das Erlöschen ganzer Familien im Kloster, wie der von Embrach im Klingental, der zum Wind und der Tagstern im Predigerkloster, der elsässischen Adelsfamilien von Sulzmatt und von Karspach im Klarakloster usw. Die Klöster mochten Bürger heißen und waren doch unstädtische, fremde Gemeinschaften. Dem Schutze des Rates stellten sie ihre apostolischen und kaiserlichen Schutzbrife entgegen, der Kastvogtei des Rates Kastvogtei-pretensionen der Herzöge von Österreich, den Aufforderungen zu tätiger Teilnahme an Leid und Last des Gemeinwesens ihre Privilegien, ihre Zoll- und Steuerfreiheit, ihr Asylrecht. Und bei alledem lebten sie doch mitten im städtischen Treiben und von allen seinen Kräften; sie wirkten oft bis ins Intimste der Familien aus ihrer immer wieder sich schließenden Klausur heraus, trieben Weinausschank und dergleichen mehr. Es ist zu begreifen, daß der Rat gelegentlich über diese Klöster klagte, mit denen er so «viel bekümmert und gemühet werde».

Die zu allen Entbehrungen bereite Weltflucht des alten Anachoreten war beim städtischen Mönch zur Befreiung von den Lasten der Welt und von den bürgerlichen Pflichten geworden.

Wer ins Kloster ging, tat dies, um «darin Gott dem Herrn Tag und Nacht in Reinigung und Demütigkeit zu dienen, sein und der Seinen, sie seien lebend oder tot, Heil zu schaffen». Es war ein Ausscheiden aus der Gesellschaft, ein Verlangen nach ungestörtem Leben in Gott, in den meisten Fällen eine Versorgung.

Einzelne Äußerungen verraten uns allerdings, daß zu Zeiten die Orden die Werbenden waren. Wenn die Anmeldungen ausblieben, wenn Epidemien die Konvente dezimiert hatten, erging der Befehl an die Provinzbehörden des Ordens, sich nach tauglichem Nachwuchs umzusehen und diesen mit aller Klugheit cum omni diligencia, zum Eintritt zu bestimmen.

Im übrigen mochte den Beteiligten selbst oft nicht klar bewußt sein, auf welcher Seite die stärkere Initiative war. Dem Kloster konnte der neue

Bruder, die neue Schwester alles Mögliche bringen: Geld und Gut und einen weiten Verwandtenanhang. In der Regel aber wird es sich doch um Interessen der den Eintritt Begehrenden gehandelt haben. Das Kloster bot sich nicht an, sondern wurde gesucht. Aus Motiven, die natürlich in jedem Falle wieder andere waren, und die durch Formel und Urkundenstil hindurch zu erkennen oft unmöglich ist. Tiefe Empfindung und die Not einer Seele verbergen sich gerne, und in der Überlieferung herrschen das rein Geschäftliche oder gar das höhnisch Verzerrte. «Hat ein Edelmann ein Kind, das da schielet oder hinkt, kröpfig oder lahm ist, so gibt es eine Nonne oder einen guten Mönch», spottete der Barfüßer Pauli. Aber nicht nur Fürsorgebedürftige wurden eingeklostert, nicht nur unreife, willenlose Geschöpfe ihrer Väter oder Vormünder. Matronen, von allen Lüsten und Leiden des Lebens mitgenommen, und müde Greise duckten sich noch unter den Schirm des Klosters. Auch fertige Männer werden Mönche wie der Rheinfelder Stadtschreiber Ludwig Moser. Und nicht nur Laien. Der Domkaplan Konrad Schlatter trat ins Predigerkloster, und jener Johann Hochberg, der 1488 die Karthaus aufsuchte, war vorher Sänger des Chorherrenstiftes zu Nieder-Baden gewesen. Welche Erinnerungen mochten auf der Nonne Katharina Berner im Klarakloster lasten, einer Jüdin, die als Kind durch die Familie Berner aus der Vertilgung ihrer Gemeinde gerettet, christlich gemacht und ins Kloster getan worden war; und wie heftig der Kampf zwischen einzelnen und dem Kloster sein konnte, zeigt uns Anna von Ramstein, Tochter des Freiherrn Rudolf. Weil sie aus der Zerrüttung des Elternhauses zu fliehen versucht hat, wird sie durch ihren Vater erst eingekerkert, dann 1451 zum Eintritt ins Steinenkloster gezwungen; nach neun Jahren entweicht sie auch hier, da sie es «ohne Lebensgefahr» nicht länger im Kloster aushalten kann, wird aber ergriffen und zu St. Klara untergebracht; sie fleht den Papst vergeblich an, sie Benediktinerin werden zu lassen; da flieht sie 1463 nochmals, wird wieder gefangen und neuerdings ins Steinenkloster getan; hier bleibt sie nun und hier stirbt sie, nach dreiundsechzig Jahren Klosterlebens, hochbetagt. Anmutiger ist das Bild der Anna von Randeck, die sich am 4. Mai 1467 dem Gnadental übergibt; in den Worten des Dichters, der anwesend war, lebt sie heute noch, wie sie «lächelnden Antlitzes ins Kloster eingeht, alle Süßigkeiten der Welt und die Täuschungen der Liebe hinter sich lassend, nackt aus diesem Meer an die seligen Gestade zu Christo fliehend».

Immer aber ist eine solche Einklosterung ein ergreifender Vorgang, und das leidenschaftliche Leben dieser Szene verrät sich oft schon in Worten, die voll Tatsächlichkeit sind. Der Vater «stößt» sein Kind in ein Kloster; er «ergiebt es Gott dem Allmächtigen zu einer dienstbaren Tochter»; «das allergenehmste Opfer ist dem Herrn, daß der Mensch ihm seine Jugend

opfere in einem bewährten Orden». So äußern sich Gefühle der Beteiligten. Was hinzutritt, sind bestimmte Formen und Rechtsforderungen.

Vor allem ist persönliche Freiheit Voraussetzung des Eintritts ins Kloster, daher zum Beispiel Ulrich Stocker, der Karthäuser werden will, 1484 durch den Grafen Hug von Montfort, oder Johann Pfister von Hallau, der Aufnahme ins Predigerkloster begehrt, 1485 durch das Schaffhauser Heiliggeistspital der Leibeigenschaft entlassen werden.

Auch eheliche Geburt wird verlangt; ist der sich zur Aufnahme Meldende unehelich, wie zu St. Leonhard Lienhard Grieb, im Klingental Walpurg von Runs 1483, so muß er einen Dispensschein vorlegen.

Auf verschiedene Weise dagegen scheint die ökonomische Seite des Vorgangs angefaßt worden zu sein.

Dem Wesen der Sache war Beiseitelassen jedes Geldgeschäftes gemäß. Freier Hingabe an Gott entsprach freie Aufnahme um Gottes Willen. Was dem Aufgenommenen zu leisten war, konnte aus den dem Kloster zufließenden Liebesgaben bestritten werden und war nicht erheblich, solange mit der Askese im Kloster Ernst gemacht wurde. Von einem Einkauf ins Kloster konnte also ursprünglich keine Rede sein, und diese Auffassung findet sich auch spät noch ausgesprochen, z.B. in Erlassen des Predigerordens im 15. Jahrhundert; ein Zuwiderhandeln wird mit den schweren Strafen der Simonie bedroht.

Dem entspricht, daß in manchen Fällen, namentlich bei Armut des Petenten, die Aufnahme tatsächlich ohne Entgelt gewährt wurde. Aber begreiflich ist auch, daß Mode, Standesgefühl, Stolz sich eine unentgeltliche Aufnahme verboten und daß die Klöster solcher Anschauung gerne folgten, ja sie zur Regel werden ließen. Uns ist sie bezeugt durch zahlreiche Urkunden, namentlich der Frauenklöster, die gleich Verträgen das ganze Geben und Nehmen regeln. Und deutlich nennen sie auch die Motive. «Damit diese Tochter im Kloster um so besser besorgt sei, Dach und Gemach habe und daher Gott um so ruhiger dienen und ihn inniglicher für ihre Eltern und Vordern bitten könne», «damit sie dem Kloster nicht lästig falle», «damit sie nicht das Almosen esse, das andre Leute dem Kloster gegeben haben», zahlen die Eltern dem Kloster eine Geldsumme, und gelegentlich wird der Eintritt geradezu als Kauf einer Pfründe bezeichnet. Zur Geldmitgift – die bald Kapital ist, bald Leibgedingzins – tritt eine Aussteuer an Kleidern, Bettwäsche, ja Möbeln und Geräten; auch ihre Kleinodien bringt die Aspirantin mit; nur die Gebetbücher hat ihr das Kloster zu liefern.

Dem Eintritt folgt zunächst die Probezeit des Noviziates und erst dieser die *professio religiosa*, d.h. die Ablegung der drei feierlichen Gelübde und die Verpflichtung auf die Ordensregel.

Während der Probezeit konnte der Novize wieder austreten, und mit ihm ging auch seine Aussteuer wieder aus dem Kloster – unter Vergütung der Kosten, die das Kloster mit ihm gehabt hatte –, sofern nicht bedungen worden war, die Aussteuer erst bei der Profeß einzuzahlen. Auch wenn der Novize vor der Profeß starb, sollte seine Aussteuer wieder zurückfallen, sofern nicht der Eintretende, wie z.B. Hieronymus Zscheckabürli 1487, ausdrücklich hierauf verzichtet hatte. Doch war jene Regel nicht unwidersprochen.

Die Möglichkeit des Eintritts in ein Kloster war natürlich nicht unbeschränkt, die Frequenz nicht beliebig. Vermögens- und namentlich Raumverhältnisse gaben das Maß. Am deutlichsten zeigt sich dies bei der Karthause, wo eine festbestimmte Zahl von Einzelzellen bestand und eine Vermehrung des Konvents nur geschehen konnte durch Vermehrung der Zellen. Wer eine Zelle stiftete, stiftete damit einen Mönch. In andern Klöstern konnte man sich mit Anpassen und Überfüllen helfen, namentlich dann, wenn das Abweisen eines Aufnahmebegehrens nicht «ohne großen Schande und Ärgerung» möglich war.

Wir nehmen somit wahr, daß nicht nur zwischen den einzelnen Klöstern starke Unterschiede in der Frequenz bestanden, sondern auch daß die Größe des einzelnen Konvents im Laufe der Zeit wechselte. Die Karthause besaß zuletzt sechzehn Zellen, mit Einschluß derjenigen des Priors, wodurch die Maximalfrequenz des Konventes gegeben war.

Aber es gab innerhalb dieser Klosterwelt wichtigere Varietäten als diejenigen der Frequenz.

Vor allem war unwidersprechlich, daß die meisten Klöster den ursprünglichen Klosterbegriff schon früh nicht mehr repräsentierten. Abgesehen davon, was Entwicklung oder Entartung heißen mochte, handelte es sich vielfach um ein Hinaustreten in die Welt mit Predigt und Seelsorge. Bei St. Alban und St. Leonhard war dies eine Folge des Besitzes städtischer Pfarreien, bei den Mendikanten aber geradezu Teil ihres Wesens und Berufes. Diese Bettelmönche nahmen überhaupt in der Basler Klosterwelt, wie allenthalben, eine von weitem erkennbare Sonderstellung ein; wie verschieden von den übrigen Orden waren sie in ihrer Tendenz, aber auch im Temperament und in der Auffassung mönchischen Lebens. Dazu ihre völlig unabhängige Stellung in den allgemeinen Kämpfen der Kirche und innerhalb der Stadt, z.B. 1317 beim Ungeldstreit, da sie dem mächtigen Domkapitel unbekümmert entgegen und auf die Seite des Rates traten.

Dieser Lockerung klösterlichen Wesens gegenüber hielt die Karthause, das jüngste Kloster der Stadt, die alten Zustände so rein und unverdorben als möglich fest. Mit entschiedener, jedermann fühlbarer Isolierung des

Klosters, das die Brüder selbst als Einöde in der lauten städtischen Profanität bezeichneten; mit der vollkommenen Weltentsagung, der einfachen innigen Devotion, der herben Demütigung des einzelnen, die bis zur Versagung von Sarg und Grabschrift ging. Hier gab es keine Pfarreirechte, keine Darreichung der Sakramente, überhaupt keine Tätigkeit außerhalb des Klosters und für andre als Klostergenossen. Um niemanden kümmerten sich die ewig schweigenden Mönche, niemandem dienten sie; wenn die einen sie hierum tadelten und für unnütze Menschen hielten, priesen andre die «hohe Niedrigkeit» dieser Religiösen, «die von aller Gemeinschaft mit Menschen abgesondert gleich Adlern auf steiler, unzugänglicher Höhe wohnten».

Ganz unzweifelhaft war es ein Problem für jedes Kloster, die Forderung des Daseins außer der Welt und ohne ihre Güter mit der Notwendigkeit des täglichen Lebens und mit der Sorge für den Lebensunterhalt zu verbinden. Aber auch hierüber hinaus noch mußte das Kloster in der Verbindung von Arbeit mit der *vita contemplativa* die Rettung seiner inneren Kraft und Gesundheit erkennen. Durch alle Formen und Qualitäten hindurch finden wir diese Klosterarbeit im Gange. An ihr Höchstes: die seelsorgerliche und die wissenschaftliche Tätigkeit, die Forschung, die Spekulation, die Schriftstellerei, kann hier nur erinnert werden. Was einst die Regel St. Benedikts vom Laster des Eigentums gesagt, kehrt wieder in Erlassen der Kluniazenser, und noch spät wenden sich die Ordensbehörden der Prediger heftig wider das detestabile et pestiferum vitium proprietatis. Es war aber ein Gebot, dem die Macht der menschlichen Natur und die tägliche Wirkung des Daseins entgegenstanden, so daß man zu Kompromissen griff, wie der im Predigerkonvent regelmäßig geschehenden Inventarisierung des von jedem Mönch besessenen, d. h. ihm zu Gebrauch überlassenen, Gutes.

Der starken Gewissenhaftigkeit alter Zeit begegnen wir allerdings hier und da noch vereinzelt, so zu Barfüßern 1312, zu St. Leonhard 1313. Aber nur die Karthäuser erwiesen sich dauernd als die treuen Wächter jener Ideale. Wie einer sonst vor dem Tode, so verfügte, wer in ihr Kloster treten wollte, letztwillig über seine Habe. Meist mit Erbeinsetzung oder doch wesentlicher Begabung der Karthause selbst; unter allen Umständen trat er besitzlos ein, um auch künftig nie mehr etwas zu erwerben. Seine Vermögensperson erlosch mit dem Mönchwerden.

Klosterbauten

Die Anlage der Klöster geschah nach einem allgemeinen Schema. Die Verbindung des Lebens in der Klausur mit einer Kirche und einem Kirchhof, die beide auch den Laien zugänglich sein sollten, und mit Einrichtungen

für Haushalt, Landbesorgung, Vermögensverwaltung führte zu Formen, die in der Hauptsache überall wiederkehrten. Doch fand dieser Typus einige prachtvolle Steigerungen durch die Situation: bei den vom Strom bespülten Klöstern Klingental und Karthaus und bei dem hochgelegenen burgartigen St. Leonhard.

Die großen baugeschichtlichen Daten 1356 und 1417 waren natürlich von Bedeutung auch für die Geschichte der Klosteranlagen. Bei beiden Katastrophen wurde St. Alban hart mitgenommen, nach dem Brande von 1417 mußte es größtenteils neu aufgebaut werden. Vernichtung durch Feuer hatte auch das Barfüßerkloster 1298 getroffen und traf das Klingental 1466. 1340 wurde das Steinenkloster durch Blitzschlag und zweimaliges Hochwasser schwer geschädigt.

Was zu diesen Nachrichten von Zerstörung an Nachrichten von Klosterbau tritt, ist mit Ausnahme der Berichterstattung über die erste Anlage und den allmählichen Ausbau der Karthause nicht belangreich.

Den Kern der Klosteranlage bildete in der Regel ein Komplex von Gebäuden, die als Dormenter und als Kapitels- oder Konventshaus den Klosterfriedhof umschlossen.

Unter Dormenter haben wir in dieser Zeit nicht mehr einen gemeinsamen Schlafsaal, sondern eine Gesamtheit einzelner Zellen samt dem Gang oder Saale zu verstehen, auf den diese Zellen sich öffnen; den eigentlichen Wohnraum also, das lebenerfüllte Zentrum des Klosterwesens, wo die Ordensleute ihre meiste Zeit verbringen.

Neben diese üblichen Dormenter stellte die Karthause das ihr eigene Zellensystem: lauter einzelne Häuslein mit je einem zugehörigen, ummauerten Gärtchen. Rings um den großen Kreuzgang lagen diese Zellen, sechzehn an der Zahl, jede von einem Mönche bewohnt, jede von tiefem Schweigen erfüllt und umgeben, der Vorstellung des auch im Kloster möglichen Anachoretenlebens entsprechend.

Eine Spezialität war auch St. Leonhard, wo als Rest des ursprünglichen, durch die Regel doch nicht völlig bezwungenen Kollegiatzustandes neben eigentlichen Zellen über dem Kreuzgang auch separate Wohnungen oder Häuser einzelner Chorherren in den mächtigen Gebäuden um den Hof bestanden.

Ausgezeichnet durch Lage, Größe und Einrichtung war allenthalben der Wohnraum des Klostervorstehers: in der Karthause die größte Zelle in der südwestlichen Ecke des Kreuzgangs, im Augustinerkloster eine Stube mit Kammer, im Predigerkloster eine aula. Die Äbtissin des Klingentals wohnte abseits am Rheinufer in einem Hause, diejenige von St. Klara im hintern Klostergarten. Als Freiherr Thüring von Ramstein 1417 im großen Brande

sein Haus verloren hatte, zog er nach St. Leonhard hinauf zum Propst Oflater und wohnte bei diesem zwei Jahre lang, bis sein Hof wieder gebaut war.

Im Konvents- oder Kapitelsaale, das mancherorts die Auszeichnung eines Glockentürmchens auf dem Dache hatte, lag zumeist, im Erdgeschoße und vom Kreuzgange her direkt zugänglich, die Konventsstube (Kapitelsaal), sofern eine solche überhaupt als eigener Raum bestand. Außer ihr fand sich in diesem Hause das Refektorium Refental. Dieses war der größte Innenraum des Klosters. Ohne Zweifel auch der wohnlichste und geschmückteste und wohl immer mit einem Ofen versehen.

Vom Typus dieser örtlichen Zusammenordnung wich wiederum die Karthaus ab, hier offenbar deswegen, weil auf den von früher her vorhandenen, noch wohl benützbaren bischöflichen Palast an der Stadtmauer Bedacht genommen werden mußte. In diesem Hause, unmittelbar bei Speisesaal und Wohnung der Laienbrüder, also auf der profanen Seite der Anlage, war auch das 1507 erneuerte Refektorium der Mönche eingerichtet, während Kapitelsaal, Bibliothek und Zellen auf der andern Seite der Kirche in der Klausur lagen. Im großen Hause befanden sich auch Stube und Schlafkammer der Gäste, erbaut 1509; die Kammer, mit Prachtbett und reichverzierter, gewölbter Holzdecke, war ein weithin berühmtes Gemach, dessen Lob noch bei Fischart im Gargantua tönt.

Badstuben werden mehrfach erwähnt. 1503 finden wir im Predigerkloster einen Kerker zur Bestrafung von Brüdern, in der Karthause sogar ihrer zweie; auch das Klingental besaß ein Haftlokal, und die der Brandstiftung beschuldigte Nonne Amalia von Mülinen starb in ihm Hungers. Auch von den Abtritten ist gelegentlich die Rede; jede der Karthäuserzellen hatte ihren eigenen. 1477 bauten die Prediger, die sich früher mit einem Abtritturm auf ihrer Liegenschaft beholfen hatten, eine Leitung durch den Stadtgraben in den Rhein.

Charakteristisch für die Klosteranlagen war, daß dies ganze Wohnwesen von Kirchlichkeit umgeben und allenthalben Gelegenheit zu Zeremonie und Anbetung geboten war. Im Kapitelsaale der Karthause stand ein Altar, auf dem Gange des Predigerdormenters ein für Kniebeugungen und Gebete mit Ablass begabtes Bild der heiligen Jungfrau.

Charakteristisch auch die Anwendung des Klausurgrundsatzes im Baulichen. Da das Kloster auf Kirchenbesuch und Begräbnis von Laien nicht verzichten wollte und auf persönlichen Verkehr der einzelnen, auf Gastlichkeit, auf Geschäfte und Vermögensverwaltung, auf Annahme von Pfründern usw. nicht verzichten konnte, so ergab sich ein Nebeneinander von Klausurgebiet *claustrum emunitas* und äußerem, gleichsam profanem Klosterbezirk.

Zwischen den beiden Bereichen liefen Hofmauern oder Gebäudefronten, die septa monasterii mit den portae conventuales, hinter denen im Klostergebiet für Unerfahrene alle Herrlichkeiten und Heimlichkeiten lagen. Auf dieser Grenze befanden sich in den Weiberklöstern neben dem Tore das Rad oder die Winde, an einer andern Stelle das Redfenster, jenes für Hinaus- und Hineingeben von Gegenständen, dieses für mündlichen Verkehr bestimmt.

Aber schon im äußern Bezirke begann für Stadt und Welt das Klostergebiet. Es hatte seine Mauer und seine Eingänge und neben diesen die Stube oder Wohnung des Pförtners. Beim Klingental wurden das «obere» und das «nidere tor» unterschieden; jenes, am Teiche bei der Drachmühle stehend, war mit einem Gemälde der heiligen Jungfrau, der Euphrosyne und der Ursula geschmückt; das niedere Tor stand bei der Ziegmühle (Untere Rheingasse 19) an der Einmündung des Klingentalgäßleins. Auch über dem 1503 erbauten Portal der Karthause war ein Gemälde mit Heiligenbildern zu sehen, und beim Tore des Steinenklosters stand das 1410 errichtete «gloghüslin».

In diesem äußern Bezirke war der Zugang zur Laienkirche und lag der Laienkirchhof, befanden sich allerhand Nebengebäude, war der Wirtschaftshof. Wer mit dem Kloster irgendwie zu tun hatte, ging hier zum Redfenster oder zum Rade. Hier im neutralen Gebiet traf man sich, fanden Verhandlungen und Konferenzen statt. Hier verteilte das Kloster seine Spenden, schenkte Klingental Wein aus, tagte das Propstgericht von St. Alban.

Mit aller Mannigfaltigkeit des Lebens zeigen uns Urkunden und Inventare die Lokalitäten: Speicher jeder Art, Stuben und Kammern, Ställe, Gesindeküche, Backofen und Waschhaus; das Steinenkloster hatte hier in früherer Zeit auch eine Mühle, und in den Höfen andrer Klöster finden wir die Bäckerei, die Weberei, die Schusterei, die Herrenstube (für die Kapläne), die Bauernkammer, die Keller, die Trotte, das Mehlhaus usw. Hier befand sich auch die Scherstube und befanden sich überdies das Siechenhaus sowie bei Weiberklöstern das Wohnhaus des Beichtvaters. Dasjenige des Steinenklosters, aus einem Geschenke der Frau Zibol gebaut, lag am Steinenberg und wurde später Pfarrhaus zu St. Elisabethen.

Endlich die offenen, aber immer noch im Klosterbezirk gelegenen Flächen: die Gemüseärten; der Rebacker am Abhange hinter dem Steinenkloster; aber auch Blumenbeete und schattige Gänge wie der «innere» und der «hintere lustgarten» der Prediger an der Lottergasse, große, reichangebaute Flächen, deren Schönheit noch Beatus Rhenanus rühmte. Wo Gelegenheit war, leiteten die Klosterleute Wasser in diese Gärten, freuten sich an seinem Spiel und bauten Fischteiche, die der städtische Ersatz sein mußten für die kühlen, klaren Forellenbäche von Klöstern wie Schöntal und Beinwil.

Kreuzgänge bestanden nur bei Klöstern und Stiftern, nicht bei Pfarrkirchen. Sie waren die Verbindung jener mit den zugehörigen Chören. Nicht als einzelner, kurzer Gang, sondern als Viereck, dessen eine Seite sich an die Kirche legte. Meist als vorgebaute Halle, seltener als überbautes Erdgeschoß.

Die Karthause besaß die in den Häusern dieses Ordens übliche Zweizahl von Kreuzgängen; auch die Barfüßer und das Domstift besaßen ihrer zweie. Der ausgedehnteste der Klosterkreuzgänge scheint der größere der Barfüßer gewesen zu sein; er öffnete sich in achtzig Bogenfenstern.

Der Kreuzgang war der Raum, der den Klosterbewohnern die Bewegung in freier Luft auch innerhalb der Klausur ermöglichte. Er war Wandelgang für Kontemplation und Gespräch. Ausnahmsweise konnte er auch als Ort von Geschäften und Gerichtsverhandlungen dienen. Er war aber auch Begräbnisplatz. Er war ein geweihter Ort und die feierlichste Bahn für Prozessionen.

Alle diese kirchlichen Gebäude waren auch Begräbnisorte. Sämtliche Kirchen und Klöster, sowie einige Kapellen, hatten ihre Kirchhöfe; ebenso das Spital. Als im Jahre 1450 der Rat das bei Beerdigungen einzuhaltende Tiefenmaß bestimmte, war dieser Beschluß an neunzehn Kirchen und dergleichen mitzuteilen.

Für jeden stand in erster Linie das Begrabenwerden in seiner Kirchgemeinde, und das Wachstum der Parochiebevölkerungen führte daher zur Überfüllung von Kirchhöfen, wenn auch das einzelne Grab nach Ablauf einer Zeit meist wieder benützt wurde. So mußten einzelne Kirchhöfe erweitert werden, im Pestjahre 1349 derjenige zu St. Theodor, 1423 derjenige zu St. Peter. Auch zu St. Ulrich kam es 1401, da der Bau der äußern Stadtmauer eine dichtere und konstantere Bewohnung der Vorstädte bewirkt hatte, zur Anlegung eines Begräbnisplatzes neben der Kirche.

Außerdem aber erschien das Begräbnis im Kloster vielen als erwünscht, und so finden wir ein für die Bestattung von Laien bestimmtes Gräberfeld bei allen Klöstern. Aber getrennt vom Kirchhofe der Klosterleute; der Klausurbegriff galt auch für die Toten und umgab im Kloster der Lebenden dasjenige der Abgeschiedenen, das *claustrum defunctorum*, mit dem Kreuzgange, stellte es geradezu ins Zentrum der innern Anlage. Draußen, vor der Klausur, lag der Laienkirchhof; ihm entsprachen die Gräber in der Laienkirche außerhalb des Chores, unter welchem der stille Konvent schlief.

Beerdigung im Innern der Kirche war das Würdigste, Ehrentollste, und hier fanden sich auch die schönsten Grabmäler, die größte Mannigfaltigkeit der Grabformen. Von der in den Fußboden gesenkten Platte zur ausgemalten Nische und der hohen, reichverzierten, oft umgitterten tumba; von den

Inschriften und Wappen zu den mächtigsten Gestalten kelchtragender Priester, schlafender Bischöfe und Edeln. Unter den zahlreichen Prachtgräbern, die namentlich im Münster sich erhoben, war vielleicht das schönste jenes mausoleum sumptuosum, das sich Bischof Friedrich schon bei Lebzeiten in der Mitte der Mainzerkapelle erbaut hatte.

Nicht Grabmal, wenn auch oft in der Nähe des Grabes befindlich, sondern Denkmal und einzig dem Verlangen nach Unvergänglichkeit des Namens dienend waren die Memorientafel und der Totenschild. Steinerne Tafeln jener Art, nachträglich zum Gedächtnis früherer Bischöfe angefertigt und deren Wappen mit der Nennung ihres Todestages tragend, finden sich noch im Münster. Zahlreicher waren die von Enea Silvio bewunderten Totenschilder, bunte Werke der Holzschnitzerei oder Lederplastik, die an den Mauerflächen und Pfeilern aufgehängt wurden; in der Barfüßerkirche sah man solche Schilde der Freiherren von Ramstein, der Sevogel, der Waltenheim, von solchen der Herren von Eptingen mehr als dreißig; in der Karthäuserkirche die Schilde eingeborner Wohltäter wie Zibol, Sennheim, Rot, Zscheckabürlin neben den fremdartig gezierten von Konzilsprälaten; unter den Arkaden des Mittelschiffes im Münster zogen sich zu beiden Seiten lange Reihen von Totenschilden hin.

Auch die Kreuzgänge galten als erlesene Orte der Bestattung, und namentlich die Ordens- und Stiftspersonen behielten diese freien und doch schön beruhigten und geschirmten Hallen oder Gänge sich selbst zur Grablege vor, nahmen nur Wohltäter und gute Freunde des Hauses auch hier auf. In den Münsterkreuzgängen lagen die meisten Domherren und Domkapläne; als zu Predigern ein Laienbruder achtlos durch den Kreuzgang zum Läuten sprang, vernahm er eine Stimme aus der Tiefe, die ihm gebot, mit mehr Ehrerbietung zu gehen, weil jeder seiner Schritte einen Heiligen treffe.

Die offenen Gräberfelder endlich waren für die Massen bestimmt, und nur ausnahmsweise wählten auch Vornehme sich hier ein Grab. Hans Kilchman z.B.; er wollte im allgemeinen Theodorsgottesacker bestattet sein, allerdings auch da auf ansehnlichste Weise, daher er bestimmte, daß auf diesem Grabe gesetzt werde ein starkes «fulment» von gehauenen Steinen, darauf ein großes Kreuz mit einem «geschnittenen herrgott», ein Dächlein darauf und ein Betstuhl davor.

Aber Basler Kirchhöfe waren ausgezeichnet, ja weitherum und über die Jahrhunderte hin berühmt durch die Glasgemälde, die sie in der Karthaus, und die Totentanzbilder, die sie zu Predigern und im Klingental umgaben. Die Stimmung des Ortes war in diesen Zyklen mit der höchsten Kraft, wenn auch in durchaus verschiedener Richtung, ausgesprochen. Dem Glanze der bunten Fensterreihen, durch die hohe Donatoren ihr Andenken

in aller Pracht und Herrlichkeit festzuhalten sich vermaßen, standen die herben, jedes Machtgefühl vernichtenden Todesbilder gegenüber; bald wehmütig, bald mit wildem Hohne führten sie die Gestalt des Todes im Reigen um das Gräberfeld, nichts anderes verkündend als die Gewißheit des Unterganges.

Kultus – Caritas – Opfer

Wir suchen nunmehr das Leben zu erkennen, dem alle diese Institutionen und Formen dienen.

Kern und tiefste Kraft des Ganzen war der geordnete Gottesdienst, der namentlich in den Klöstern mit dem Anspruch auf unausgesetzte Dauer, als *cultus diurnus et nocturnus*, auftrat.

Diesem Kultus galt alles: der Bau der Kirche, die Gründung des Stifts und des Klosters, jedes Statut, jede Vergabung. Es war nicht der Gottesdienst der einsamen Seele, unabhängig von Ort und Stunde, sondern der sichtbare und hörbare, der in äußeren festen Formen, «im heiligen Bezirk und zu heiligen Zeiten» gefeierte. Ein Gottesdienst im Angesichte der ganzen Stadt und durch den Schall der Glocken ihr unaufhörlich kundgetan. Ein Gottesdienst an einem geweihten Orte, den bald das Verschlussfeierliche des klösterlichen Oratoriums, bald die stets offene Herrlichkeit der Volkskirche hoch über alles Irdische hob. Hinter den Kramläden an der Kirchenwand, nach den Bettlern und Krüppeln, die das Portal umlagerten, öffnete sich dieser geheiligte Raum.

Das normale Verhältnis des einzelnen zur Kirche, die offiziell anerkannte Äußerung religiösen Sinnes zeigt sich uns in verschiedenen Formen.

Neben der Teilnahme am Gottesdienste, dem Anhören von Messe und Predigt, dem Empfangen von Sakramenten und Benediktionen war es die Anbetung der Reliquien, das Geleiten des Fronleichnams, das Mitgehen in Prozessionen. Sodann das Bekennen von Sünden und die Übernahme der Buße, für uns in der Überlieferung festgehalten durch die Vorschriften für die alljährlich am Gründonnerstage vor dem Portal des Münsters stattfindende große Zeremonie der öffentlichen Bußzucht, und durch die diskreten Buchungen einst veruntreuten oder vorenthaltenen, nun in Folge der Beichte nachgelieferten Gutes in den Rechnungen einzelner Kirchen und der Stadt. Was zur Absolution hinzutrat, war das Abbüßen zeitlicher Sündenstrafen, die Genugtuung durch verdienstliche Werke: Gebet, Enthaltung, Opfer.

Das letzte, die Gabe an die Kirche, war die für uns sichtbarste Form des guten Werkes. Man schenkte Geld, Zinsen oder Kapitalien, große oder

kleine Summen. Man schenkte Häuser, Liegenschaften, Kleider, Waffen, Pferde, Hausgeräte. Man stiftete dauernde Einrichtungen und Zierstücke. Ritter opferten ihre seidenen Waffenröcke, damit aus ihnen Meßgewänder, Kaufleute ihre silbernen Schalen und Löffel, damit aus ihnen Kelche gemacht würden. Was Kirchenbau und Kirchenausstattung hieß, kam zu Stande hauptsächlich durch Leistungen von Wohltätern. Andre Absichten wieder führten zur Stiftung von Messen, von Pfründen, von Prozessionen, von ausgezeichneter Begehung einzelner Feste. Werke großer Art waren die Stiftungen ganzer Beginenkonvente durch die Goldschmiedin, Johann Relin, Katharina am Wege und andere. Als das Höchste endlich durfte die Klostergründung gelten: 1313 die Gründung der Himmelspforte durch Otto Münch, hundert Jahre später die Gründung der Karthause durch Jacob Zibol.

Völlig eine Sach für sich war die Gabe an die Armut, die Fürsorge für Kranke, Verlassene, Fremde. Vor allem ist an die dauernde und tausendfältige Wohltätigkeit der einzelnen zu denken, eine ungeheure Gesamtheit von Leistungen, deren wenigste natürlich uns bekannt werden. Wir nennen die Adelheid Bidermann, die täglich vor ihrer Haustür Almosen austheilt und täglich bedürftige Kleriker an ihrem Tisch speist, oder die Witwe Waltenheim 1479, deren einzige Tochter früh gestorben ist und die nun arme Kinder um Gottes Willen zu sich nimmt und aufzieht. Großes taten auch unaufhörlich die Klöster mit hospitalitas und elemosyna.

Bemerkenswert ist die enge Verbindung dieser Caritas mit der Kirche, ihr Gebundensein an deren Vermittelung. Zum Glauben an das ewige Verdienst des guten Werkes tritt die Auffassung von der Glorie der Armut, von der Heiligkeit des Almosens. Vor der Kirchentüre werden die Spenden ausgeteilt und ist der Liegeplatz der Bettler und Krüppel. Die stolzen Adelshöfe zu St. Peter hegen in ihrer Mitte die Elendenherberge samt ihrer Kundschaft. Arme Weiber und Männer müssen klagend um die Bahre des Reichen sitzen, sind die würdigsten Statisten der standesgemäßen Totenfeier.

Mit aller Macht aber läßt uns die Fülle der Zeugnisse bewußt werden, daß das gesamte Kirchengut und Armengut durch Schenkungen geschaffen und erst nachträglich Gegenstand geschäftlicher Mehrung geworden ist. Und wie unübersehrbar groß, den städtischen Bereich weit hinter sich lassend, ist der Kreis dieser Schenkenden, wie mannigfaltig Art und Maß der einzelnen Leistung, von den zahllosen kleinen, in Opferstöcken und durch Kollekten zusammengebrachten Gaben namenloser Hilfsbereitschaft bis hinauf zu mächtigen Stiftungen, mit denen Herrscher und Herren der Kirche dienen.

Die Tendenz dieser Liberalität kann natürlich in jedem einzelnen Fall eine andere sein. Menschenfreundliches Gefühl streitet mit dem selbstsüchtigen Verlangen nach himmlischem Lohne. Reine Liebe zur Kirche, Freude an Gottes Dienst bestimmten viele zur Dahingabe selbst ihres Köstlichsten. Und hart daneben leitet eine andere Gesinnung die Oblationen an das Kloster, in dem die Schwester wohnt, und an die Pfründe, deren Kaplan der Sohn ist. Tausende dieser Vergabungs- und Stiftungsdokumente liegen vor uns, und in wie vielen verbergen sich die bewegtesten Vorgänge der Wirklichkeit, bei denen auch andere als die schon erwähnten Mächte mitwirken: die Todesangst, die Reue, das Vertrauen, die Gedanken an Kinder und Erben, das Beugen unter den Willen des Beichtigers u.f.f.

Was am meisten trieb, war doch immer die Hoffnung auf ewigen Lohn. Die alte Formel vom himmlischen Ernten des auf Erden Gesäten lebte noch immer. «Nichts ist ungewisser als der Tod, nichts ungewisser als seine Stunde, nichts anderes folgt dem Menschen von dieser Welt in die Ewigkeit nach als seine guten Werke», schrieben unzählige Notare vor den Krankenbetten auf ihre Papiere. Wer der Kirche spendete, hoffte damit seiner Seele eine Hilfe zu bereiten, eine Milderung ihrer Pein im Fegefeuer; in ergreifender Weise sehen wir die dauernde Lobpreisung Gottes in den Bauwerken und in der Köstlichkeit alles Gerätes begleitet durch das notvolle Bemühen um die Ruhe der Seele, um Seligkeit und Erlösung.

Dem Seelenheile sollte zunächst die Fürbitte der Lebenden dienen. Sie war es, die etwa der müde Schreiber am Ende seiner Arbeit für sich aufrief, die aber vor allem von der Kanzel und im Klosterchore geschah und deren Macht sogar auf dem Grabsteine noch durch den Toten erbeten wurde.

Aus diesem Begriff der Fürbitte erwuchs der gleichsam eine vertragliche Sicherung des Seelenheils gewährende Jahrtag mit der gestifteten Messe. «Erst diese gab der Fürbitte durch das Eintreten des geopferten Christus zugunsten der Seele die Gewähr des Erfolges.»

Kirchenreform – Gründung und Entwicklung der Karthause

Die Bemühungen um Regeneration, mit der wir es nun zu tun haben, füllte ein Jahrhundert mit wiederholten, immer neu andrängenden Impulsen. Im Leben unsrer Basler Kirche ist der ganze gewaltige Vorgang deutlich zu erkennen.

Es handelte sich dabei um Reformen, die nicht die Lehre und nicht die Machtstellung der Kirche trafen. Hierin den weitergehenden Reformprogrammen und Forderungen nicht folgend galten sie nur dem Wandelbaren, der im einzelnen sich zeigenden Gesinnung und Aufführung.

Was dabei zunächst in Betracht kam, ergibt sich zum Teil aus den Verboten der Basler Synodalstatuten von 1400 und 1434. Neben den Vorschriften, die sich wider Unordnung beim Verwalten der Sakramente, Anmaßung von Pfarreirechten und Jurisdiktionen, Veräußerung des Kirchengutes, Konföderation niederer Kleriker wider die Obern und dergleichen mehr richten, enthalten diese Statuten Sätze und Bedrohungen, die vor allem dahin zielen, den Kleriker sich besinnen zu lassen auf die Würde und die Pflichten seines Standes und die stolze Unterscheidung vom Laienvolke. Er soll die Tracht des Geistlichen nicht ablegen oder verhüllen; er soll allezeit Tonsur und Rasur haben, um sich stets ausweisen und seine Privilegien geltend machen zu können. Aber weltliche Eitelkeiten werden auch um ihrer selbst willen an Geistlichen nicht geduldet: die bunte Farbe von Kleidern und Schuhen, das feine Linnenhemd, die silbernen Verzierungen der Gürtel, das lange gekräuselte Haar, die Waffen usw. An üblere Gewohnheiten der Kleriker erinnern die Verbote des Wirtshausbesuches, des Würfelspiels, des Tanzes, des Betriebes unschicklicher Geschäfte. Den Laien, die bei einem notorisch im Konkubinat lebenden Priester die Messe hören, wird Exkommunikation angedroht. Wie sehr es sich bei geschlechtlichen Verfehlungen des Klerus um einen verbreiteten Zustand handelte, verraten zahlreiche Zeugnisse, von den anstandslos geschehenden Nennungen der Pfaffenkinder an bis zur Erwähnung einzelner besonders anstößiger Exzesse. Derselbe Hans Oflater, Chorherr und dann Prior zu St. Leonhard, den Henman von Erenfels einen Mörder schilt, liegt bei der Frau des Goltze, wird hier von diesem gefunden und «durch den Kopf» geschlagen; des Peter Herz Weib, die der Dompropst verlassen hat, weil er einer andern hold geworden, beschuldigt aus Rache eine ganze Reihe von Ehefrauen, daß sie mit Pfaffen zu tun hätten; Konrad Segwar und andre junge Herren steigen nachts ins Klingental zu den Nonnen und dergleichen mehr.

Aller Unwille und alles Verlangen nach Besserung fand sich dann zusammengefaßt in den Predigten des Johannes Mulberg, die gewaltiger als Statuten und Strafsentenzen die Übel der Zeit züchtigten. Unter dem größten Zudrange des Volkes griff Mulberg in seinen Kanzelreden die allgemeinen Unsitten an, den Ehebruch, die Gotteslästerung, die Üppigkeit, die Spielsucht, und namentlich die Verwilderung von Klerikern, ihren Wucher, ihre Hurerei usw. In stürmischer Beredsamkeit forderte er eine Reformation; wie jene erregte, auf alles horchende Zeit voll von Ahnungen und Verheißungen war, so entrollte auch er prophetisch das Bild einer den schwersten Nöten und Kämpfen sich entringenden schönen Zukunft.

Mitten in den allgemeinen Bewegungen wirtschaftlicher und politischer Art begann auch diese kirchliche Regeneration mit heftigen Erschütterungen.

Auf merkwürdige Weise wurde sie zunächst eingeleitet durch die Gründung der Karthause; den Versuchen der Besserung alter Institute leistete sie, indem sie eine völlig neue Gemeinschaft schuf, an dieser den praktischen Nachweis der Schönheit und auch der Möglichkeit reinen Mönchtums.

Eine Klostergründung in so später Zeit war freilich eine schwere Sache. Das neue Geschöpf konnte inmitten des städtischen Kirchenwesens, das wie ein festgefügtter Organismus ohne Lücken und Leeren dastand, zunächst nur als Störung empfunden werden. Vielleicht deswegen kam das Kloster ins Nachbarbistum, nach Kleinbasel, und außerdem wirkte wohl die Absicht mit, der erst vor kurzem gewonnenen Stadt etwas Großes zu gewähren; der Konflikt mit den bestehenden Pfarreirechten freilich war auch dort zu erledigen. Der Rat als solcher scheint keine wesentlichen Bedenken gegen die Gründung gehabt zu haben; wie diese dann zu Stande kam, waltete in ihr spürbar dasselbe Machtgefühl, das diese Periode der städtischen Geschichte überhaupt belebt. Dabei mag beachtet werden, daß die Stiftung Absichten des Markgrafen Rudolf zu nichte machte, dem Basel damals auch auf politischem Gebiete zuvorkam; möglicherweise war auch Katharina von Burgund mit Rat und Antrieb beteiligt.

Jedenfalls ist bedeutsam für die Zeit und ihre tiefern Bedürfnisse, daß gerade diese schwerste ernsteste Form des Mönchtums gewählt wurde. Wie man wohl nur von solcher höchsten Strenge noch ein Heil erwartete und der Gedanke daran gleichsam in der Luft lag, zeigen die in einer Basler Beginensammlung getanen Äußerungen, zeigen die Absichten des Markgrafen, zeigt endlich Burchard zum Haupt, der ein angenehmes Leben in Basel dahintenlassend in die Straßburger Karthause ging, aber auch seiner alten Heimat das Entstehen eines solchen Klosters weissagte.

Prächtig tritt nun die Gestalt des Jacob Zibol hervor. Auf einer Gesandtschaftsreise hatte er in Nürnberg die dortige Karthause kennen gelernt, und die Eindrücke, die er dort empfangen, brachten ihn zum Entschluß, auch in Basel ein solches Kloster entstehen zu lassen. Er kaufte vom Rate den Bischofshof in Kleinbasel und übergab ihn dem Karthäuserorden für eine Niederlassung; in weitem Gaben sorgte er für die Ausstattung dieses neuen Ordenshauses mit Geld und Gut. Das Jahr dieser Stiftung, 1401, wurde so zum Höhepunkte seines Lebens. Er stand unter den Reichsten, er hatte die Macht im Rate. Eine Ambition, die so wirksam sonst bei keinem Basler dieser Zeit uns begegnet, trieb ihn; es war die Gesinnung, die fünfzig Jahre früher der Erbauer der Florentiner Karthause ausgesprochen hatte: «was mir Gott sonst gegeben, geht auf Nachkommen über und ich weiß nicht an wen; nur dies Kloster mit seinem Schmucke gehört mir auf alle Zeiten und wird meinen Namen in der Heimat grünen und dauern machen».

Wir haben die große Leistung eines einzelnen vor uns. Für Basel aber war diese Klostergründung ein Ereignis, das weit über das Kirchliche hinaus seine Bedeutung hatte. Auch tritt uns der Geist, der über den Anfangszeiten des Klosters waltete, aus seinen nahen Beziehungen zu Dietrich von Nieheim entgegen. Im Bereiche der Kirche war seine Auszeichnung, daß vielen, die den Glauben an Kloster und Ordenswesen eingebüßt hatten, hier das Bild einer von allem Gewohnten sich unterscheidenden Gemeinschaft geboten wurde. Die Karthause war das Kloster Basels, das nie einer Reform bedurfte. Die innere Kraft, ja Notwendigkeit dieser Neugründung erwahrte sich allen Anfechtungen gegenüber und hielt auch Stand, als Zibol politisch unterging. Zuerst seine Überwältigung im Stadtreghment durch Peter zum Angen 1403, dann 1409 sein Sturz wegen der Rheinfelder Sache blieben ohne Nachteil für die Karthause.

Neben all diesem Verfall und Unfug, der mühevollen Reformarbeit, dem stumpfen oder leidenschaftlichen Widerstande gegen die Observanz erhebt sich das lichte, ruhige Bilde der Karthause. Dieses Kloster stand da, wie kein anderes der Stadt. Was seinen Vorzug hauptsächlich begründete, war seine Jugend, die begeisterte Kraft und erste Liebe, die sein ganzes Wesen merkwürdig bewegte und hob, im Vergleich mit den übrigen Basler Klöstern, die alle alt und zum Teil abgelebte und überreif gewordene Institute waren. Auch bedurfte die Karthause nie einer Reform. Sie besaß die Kraft, mitten im städtischen, von allen Bewegungen der neuen Zeit erfüllten Leben das anachoretische Mönchtum festzuhalten.

Aber auch hierüber hinaus gebührt der Niederlassung im Margarethental ein eigener Ruhm. Durch ihre Geschichte geht von Anbeginn ein großer Zug. Wir finden in ihren Zellen eine Reihe der edelsten Persönlichkeiten. Die vertrauten Beziehungen zu Prälaten des Konzils, dann das entschiedene Hinneigen zu den wissenschaftlichen Kreisen der Stadt, die Berührungen mit dem Humanismus, die Freundschaft mit den großen Buchdruckern und Verlegern heben sie über das Niveau des sonstigen Ordensklerus hoch empor.

Dem entspricht, daß die einzigartigen Schilderungen dieses Karthäuserlebens, die wir in den Chroniken der Mönche besitzen, uns einen seltenen Reichtum individuellen Lebens aus nächster Nähe erkennen lassen. Was für prächtige Priorengestalten treten uns entgegen: der Utrechter Albrecht Bur (1432-1439), ganz Leben und Tätigkeit für das Kloster; unter ihm hatte dieses seine großen, glänzenden Jahre der Bauten, der Zellengründungen, des Erwerbs zahlreicher Bücher, der Gunst der Fürsten und Konzilsherren. Heinrich Arnolds sodann (1449-1480), der erste Prior der aus dem Konvente selbst hervorging. Vordem ein in allen Geschäften erprobter

Praktiker, nun aber völlig abgeklärt, all sein Anliegen auf Gott werfend; eine freundliche Gestalt; Friede und Ruhe die Hauptmerkmale seines Regimentes. Er war beinahe so alt wie die Karthause selbst und hatte noch den großen Johann Gerson von Angesicht gesehen. Ein Verehrer der Maria, der ihre Feste mit besondern Veranstaltungen auszustatten liebte. Das Kloster verließ er so selten, daß seine Gestalt in den Straßen wie eine Wundererscheinung betrachtet wurde. Um so bewegter und kräftiger stellt sich sein Nachfolger Jacob Lauber (1480–1500) dar, der Regenerator des Klosters, der bei seinem Amtsantritt Scheunen, Fässer und Kasse leer fand, aber bald Gedeihen in die Geschäfte brachte. Bei allen Arbeiten, auch beim Bauen, beim Pflegen und Ordnen der Klosterbibliothek ein nicht zu ermüdender Mann, der so streng gegen andre war, wie er sich selbst nicht sparte. Dabei ein Eiferer für Form und Schönheit des Kultus. Für sein Ansehen im Orden spricht, daß ihn 1485 der Prior der Großen Karthause mit der Visitation der Niederlassungen in Ungarn, Mähren, Österreich betraute. Aber als Haupttugend beinahe erschien seinem Biographen die Klugheit, mit der er zwischen all den Zelebritäten, die damals in den Zellen zu Basel nebeneinander saßen, Ordnung, Ruhe und Frieden aufrecht zu erhalten verstand.

Ohne Zweifel war das Geltenwollen, der Gelehrtenruhm und Gelehrtenneid, mit dem Lauber zu schaffen hatte, ein dem Geiste der Karthause fremdes Wesen. Aber wir sehen auch sonst allerhand Kontraste voll Leben. Wie in andern Karthausen, so schloß sich auch hier um die demütige und innige Devotion der Mönche ein weiter Bau von zum Teil strahlender Schönheit des Schmuckes. Es war dasselbe Herantreten von Kunst und Macht aller Welt zu dieser tiefen Stille, das auch in der täglichen Fürbitte für die Benefaktoren des Klosters die größten Namen ertönen ließ.

Namentlich aber brachte Hieronymus Zscheckabürlin ein neues Element in diese Karthäuserwelt. Während Heynlin, der im gleichen Jahre wie er hier die Zelle aufsuchte, sich zum gänzlichen Auslöschen der eignen, einst so sichtbar und wirksam gewesenen Person verstand, kam in Zscheckabürlin ein nicht umzubringender eigenwilliger Mensch herein. Von Anbeginn umgab ihn ein Schimmer des Besondern. Oft schon hatte ja der Eintritt ins Kloster ein heiteres Weltleben geendet, ohne deswegen als Wunder bestaunt zu werden. Jetzt geschah dies, da der stadtbekannte, glänzende junge Herr Karthäuser wurde, der seinen Eintritt am 21. Mai 1487 allerdings zu einem öffentlichen Schauspiel zu machen verstand. Auch nachdem die Klosterpforte sich hinter ihm geschlossen, wurden ihm allerhand Vergünstigungen zuteil; er stieg im Konvente rasch empor, und deutlich sehen wir, wie namentlich seit Übernahme des Priorats, 1501, das ihm angeborne Herren-

mäßige und Wählerische manchen schlichten Klosterbruder den Kopf schütteln ließ. Seine Freude an Prunkt und seine Baulust gaben zu denken; ebenso seine Gastlichkeit, bei der nicht immer nur die Ernstesten geladen waren; mehr noch, daß er sich daran gewöhnte, den Konvent zu übergehen und auch wichtige Entscheide selbständig zu treffen, oder daß er die Besuche in den Zellen unterließ, weil ihm der üble Geruch des einen oder andern Bruders zuwider war. Aber wenn ihm die erwünschte Güte fehlte, so besaß er dafür Kraft und eine unverlierbare Feinheit des Wesens. So wurde sein Regiment zu einer Zeit des Gedeihens, in der die stolze, einst die Anfänge der Karthause begleitende Prophezeiung erfüllt zu sein schien. Wenigstens in allem Äußern; das Geistliche schien einigen Gewissenhaften zu kurz zu kommen.

Hier sind nun auch die Bibliotheken zu nennen, als mehr oder minder organisierte Studienorte der Universität verwandt und zugleich die schönsten Tummelplätze freien gelehrten Treibens.

Vom Buchdruck, von der Erneuerung der Studien, vom humanistischen Sammeleifer, von der kirchlichen Regeneration her trafen die stärksten Impulse das Gebiet des Bücherwesens. Überall sehen wir in dieser späten Zeit systematisches Anlegen und Ausgestalten von Bibliotheken. Bücherlust und Sammeln sind von neuem Leben ergriffen. Vor allen berühmt aber war die Bibliothek Heynlin's, gegen dreihundert Bände umfassend. Ihr Schöpfer und Besitzer war ein Bibliophile von Bedeutung; er brachte nicht nur Werke aus allen Gebieten, sowohl Drucke als Manuskripte, zusammen, sondern machte auch für die Ausstattung seiner geliebten Bücher, für ihren Einband und für Schmuck feinsten Art, mit goldenen Initialen, zierlichen Miniaturen, reicher Rubrizierung usw. große Aufwendungen. Die Sammlung erregte Staunen als eine der schönsten Gelehrtenbüchereien jener Zeit überhaupt.

Diese Bücher Heynlin's kamen mit ihm 1487 in die Karthause, diejenigen Arnolds zum Luft fielen 1517 an das Barfüßerkloster. Es war der hoch-erwünschte Übergang vereinzelter privaten Besitzes in die umfassende und öffentliche Sammlung.

Prachtvoll sodann war die Bibliothek der Karthäuser. Das eigenartige, ruhig geordnete Wesen des Klosters war hiebei wirksam; aus der Ordensvorschrift an die Mönche, andächtige Bücher abzuschreiben, entwickelte sich auch in diesem Hause der größte Eifer für alles Bücherwesen. Zu den innerhalb des Klosters selbst entstehenden Bänden traten die von draußen erworbenen, wie die schon 1430 gekaufte, prachtvolle Postille des Nicolaus von Lyra in mehreren Bänden. Zum Ruhme des Priors Albert Bur (1432–1439) half auch seine Sorge für die Bibliothek; noch verdienter machte sich der Prior Lauber (1480–1500) durch Organisation der stark wachsenden

Sammlung; ihm erschien ein Kloster ohne Bücher wie eine Stadt ohne Reichtum, wie eine Burg ohne Mauer, wie eine Küche ohne Geschirr, wie ein Tisch ohne Speisen, wie ein Garten ohne Kräuter, wie eine Wiese ohne Blumen, wie ein Baum ohne Blätter. Gleicher Gesinnung war sein Nachfolger Zscheckabürlin, der seine schon in Laienzeiten geübte Bücherfreundschaft nun als allmächtiger Prior diesem Besitze der Klosters zuwendete. Der Reichtum der Karthäuserbibliothek war in der Tat ungewöhnlich. Sie genoß die Gunst der Basler Buchdrucker, die sie mit ihren Erzeugnissen beschenkten, und in der Büchersammlung Heynlin's erwarb sie einen unvergleichlichen Schatz. Dazu nun noch die Beflissenheit der Mönche selbst. So wurde die Bibliothek zur bedeutendsten der Stadt. Sie griff über den Klosterbedarf hinaus und war dazu angetan, den Beruf einer den weitesten Kreisen dienenden Gelehrtenbibliothek zu erfüllen. An die Bibeln, die Kirchenväter, die Scholastiker, die Predigten und Andachtsbücher, an die Mediziner und Juristen reihten sich in vielen Bänden die antiken Autoren; auch Petrarca, Boccaccio, Filelfo, Valla usw. waren zu finden und von deutscher Literatur U. F. Spiegel, das Buch von den heiligen Dreikönigen, das Reisebuch des Ritters von Mandeville, die Moserschen Übersetzungen von Erbauungsschriften, St. Martinslegende «in niderlendischer sprach» usw. usw. bis zu Paulis Schimpf und Ernst und dem Brantischen Narrenschiff.

SCHWEIZERISCHE KUNSTFÜHRER

Herausgegeben von der Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte



EM 47

Js. 149

KARTAUSE

Das Bürgerliche Waisenhaus in Basel

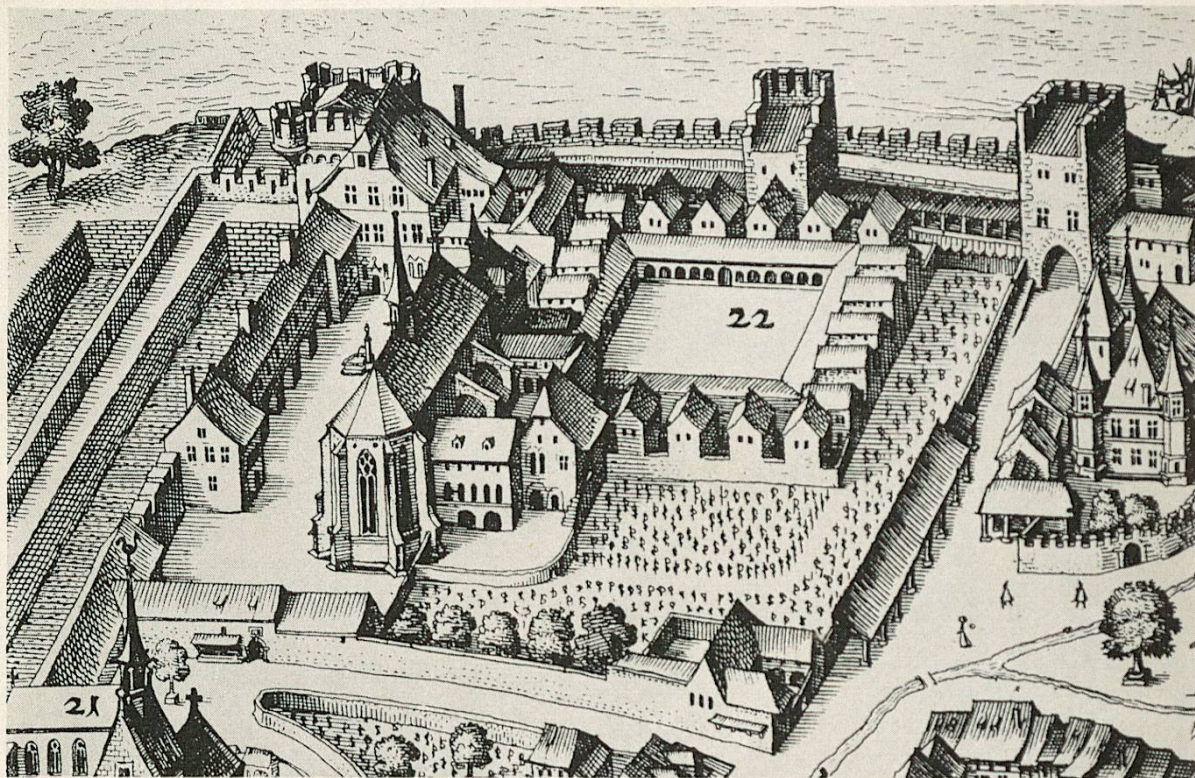


Abb. 1. Kartause aus dem Vogelschauplan von Matthäus Merian, 1615 (Ausschnitt).

GESCHICHTLICHER ÜBERBLICK. Weissagen sollen der Gründung der Kartause vorausgegangen sein. Auf historischem Boden aber steht die Persönlichkeit, welche «zu ewigem Gedächtnis und der Seele Heil» das Kloster im minderen Basel gestiftet hat. Es ist der Oberstzunftmeister *Jakob Zibol*, der bereits 1388 das Amt des Bürgermeisters inne hatte und zu den angesehensten und reichsten Bürgern der Stadt zählte. Auf einer Gesandtschaftsreise nach Nürnberg 1374 lernte er bei einem Besuch des dortigen Konventes den Orden des hl. Bruno kennen, worauf er sich entschloß, ein gleiches Kloster in Basel ins Leben zu rufen. Eindruck hatte ihm die reine Frömmigkeit der Klosterbrüder gemacht, die im Gegensatz zu dem Nachlassen der Zucht in vielen Klosterniederlassungen stand. Neben den 5 Männer- und 4 Frauenklöstern der Stadt Basel wurde die Kartause die jüngste Gründung. Wesentlich war, daß sie ihre Entstehung nicht geistlichen oder fürstlichen Herren verdankte, sondern einem Achtbürger der aufstrebenden Stadt. Interessant ist, daß nach mehr als 300 Jahren seit der Gründung des Kartäuserordens durch den hl. Bruno ein Kloster strengster Observanz sich halten konnte. In der Befolgung und Erweiterung der Regel des hl. Benedikt hatte Bruno 1084 eine Gemeinschaft gegründet, deren wichtigste Gebote die Schweigepflicht, das Gebet und das Studium, Sammeln und Abschreiben theologischer Schriften und als Ausgleich die Handarbeit waren. Dies wollte er durch die Verbindung des Einsiedlerdaseins mit dem klösterlichen Zusammenleben erreichen. Jeder Mönch besaß ein eigenes zweigeschossiges Häuschen. Alle waren rund um einen großen Kreuzgang angeordnet (vgl. Gesamtanlage). Anlaß zur Verwirklichung seines Planes waren für Jakob Zibol

Farbiges Titelbild: Hl. Dorothea, Glasgemälde aus dem Chor der Kartause, um 1416. Jetzt im Historischen Museum.

die Verhandlungen des Marktgrafen Rudolf von Baden mit dem Prior der Kartause von Straßburg, der eine gleiche Klosterstiftung in der Nähe der Stadt gründen wollte. Nachdem Zibol diesem Unternehmen zuvorgekommen war, indem er vom Rat den Bischofshof an der Südostecke von Kleinbasel kaufte, konnte er dem ersten Prior Wynand von Straßburg das Gebäude als provisorische Behausung für zwei Mönche und einen Laienbruder 1401 übergeben. Bereits 1408 ließ der Stifter den Grundstein für die Errichtung der Kirche legen und übertrug JOHANNES VON UNGARN, einem der besten Ordensbaumeister in Deutschland, auch die Gesamtplanung der Klosteranlage. Vorher war noch das Einverständnis des Bischofs von Konstanz eingeholt worden, der den Abbruch der St. Margarethenkapelle innerhalb der dortigen Stadtmauern bewilligte, unter der Bedingung, daß die hl. Margaretha Schutzpatronin der neuen Kirche werde. Daher der Name Margarethental. Die Weihe von drei Altären im Jahre 1416 bildete den Abschluß des Kirchenbaues. Wie sehr die Stiftung mit dem Schicksal des Gründers verbunden war, zeigte der Zusammenbruch Zibols, als er in der Folge des Rheinfelder Verrates zu 12000 fl. verurteilt wurde. Während des Basler Konzils von 1431 bis 1448 erlebte das Kloster durch Schenkungen mächtiger und vermögender Gönner (*liber benefactorum*) einen neuen Aufschwung. Nach Aufhebung der Kirchenversammlung hatte das Kloster baulich und gebietsmäßig einen Höchststand erreicht, doch blieben von da an die Spenden aus. Es folgte eine Periode sparsamen Haushaltens. Erst unter dem tüchtigen Prior Jakob Louber (1480 bis 1500), in dessen Amtszeit die Aufnahme des begüterten *Hieronymus Zscheckenbürlin* fiel, konnte die Bautätigkeit wieder aufgenommen werden. Für die Basler war der Einzug des weltgewandten jungen Zscheckenbürlin in die Klausur ein Schauspiel besonderer Art. 1501 ist er zum Prior ernannt worden. Sein Kloster bildete während der Reformation eine der Hauptstützen des alten Glaubens. Nach dem Bildersturm 1529 floh er nach Freiburg i. Br., um erst wieder 1532 zur Regelung der Klosterverwaltung mit dem Rat zurückzukehren. Er starb 1532. Nach dem Tode des letzten Kartäusers 1564 übernahm ein Schaffner als Sachverwalter das Kloster. 1669 hat man mit der Gründung des Waisenhauses das Areal mit seinen Gebäulichkeiten einem neuen Zweck zugeführt. Im 18. Jahrhundert sind die ohnehin dürftig gebauten Zellen mit dem Großen Kreuzgang abgebrochen worden. Wiederherstellungsarbeiten 1929 und in den letzten Jahren.

Zum geschichtlichen Bild gehört am Schluß die Vergegenwärtigung jener Mönche in ihrer weißen Tracht mit dem langärmeligen gegürteten Untergewand, über dem sie ein skapulierartiges Obergewand tragen, wie sie einzig in der Schweiz noch in Valsainte bei Cerniat wirken. Den gelehrten und gottesfürchtigen Mönchen der ehemaligen Basler Kartause verdanken wir die wertvolle Büchersammlung, welche in der Öffentlichen Bibliothek der Universität aufbewahrt wird.

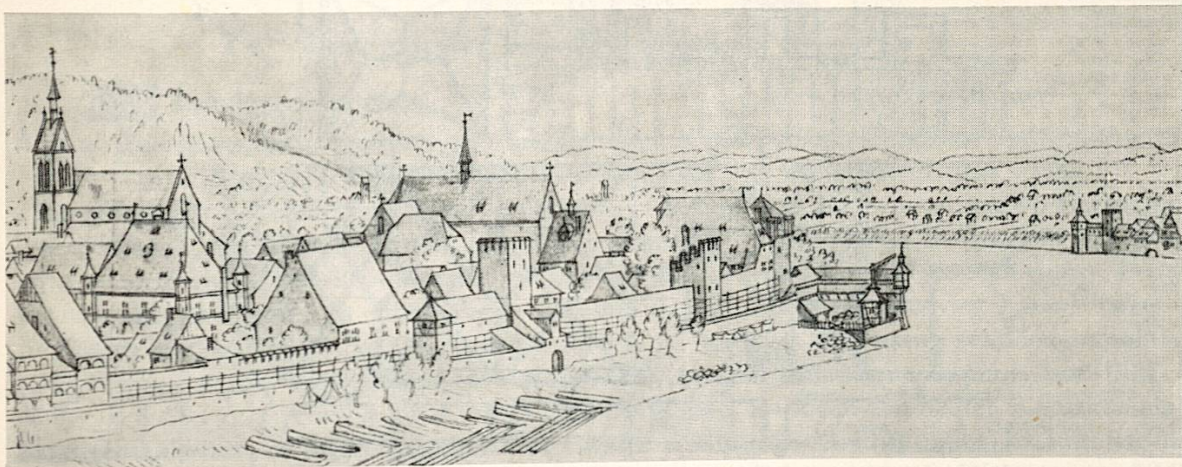


Abb. 2. Ansicht der Kartause rheinaufwärts, Emanuel Büchel, 1770.

BESCHREIBUNG. *Gesamtanlage.* Wie die Kartause einst ausgesehen hat, vermag uns die Meriansche Ansicht von 1615 vor Augen zu führen (Abb. 1). Sie hält die typische Anlage eines Kartäuserklosters fest, ohne daß hier bei den Einzelheiten Anspruch auf vollständige Zuverlässigkeit erhoben werden kann. Für den Bau einer Kartause waren nicht nur erhebliche Geldmittel nötig, auch ein weitläufiger Platz mußte für diesen Zweck gefunden werden. Ein solcher bot sich innerhalb der Stadtmauern in Kleinbasel an, wo der Bezirk nach drei Seiten hin ummauert war: gegen den Rhein, den Stadtgraben im Osten und den Kirchhof von St. Theodor. Durch Landerwerbungen in westlicher Richtung bis auf die Höhe des ehemaligen Lessertors, wo heute die Riehen- torstraße gegen den Rhein zu mündet, entstand bis zum Jahr 1450 ein Geviert im Ausmaß von ca. 100×150 m. JOHANNES VON UNGARN hat geschickt die Haupt- bauten im Osten um den Wirtschaftshof angeordnet. Alles, was westlich der Linie der Kirche lag, gehörte zur Klausur. Hier konnten um den Großen Kreuzgang (Galiläa maior) jene Zellenwohnungen entstehen, die jeweils recht- winklig gegen außen einen geschlossenen Lebensraum für jeden einzelnen Mönch darstellten. Zur Blütezeit zählte man 16 Giebelhäuschen, also zwei weniger als Merian abgebildet hat. Die Ordensregel schreibt jedoch höchstens 14 Mönchszellen vor. Genauere Auskunft über die ursprüngliche Stellung der Giebelhäuschen und der abgebrochenen Bauten gibt der Grundrißplan (Abb. 4), wobei aus der Zeichnung zu ersehen ist, was noch steht und was gegenwärtig nicht mehr vorhanden ist. Auch die Benennung der einzelnen Gebäudeteile läßt sich übersichtlicher erkennen, als dies durch Beschreibung möglich ist. Wir stellen mit Freude fest, daß das Gelände des Waisenhauses heute noch die mittelalterlichen Ausmaße besitzt, auch wenn das Leben innerhalb der Mauern ein offenes und der Welt zugewandtes geworden ist.

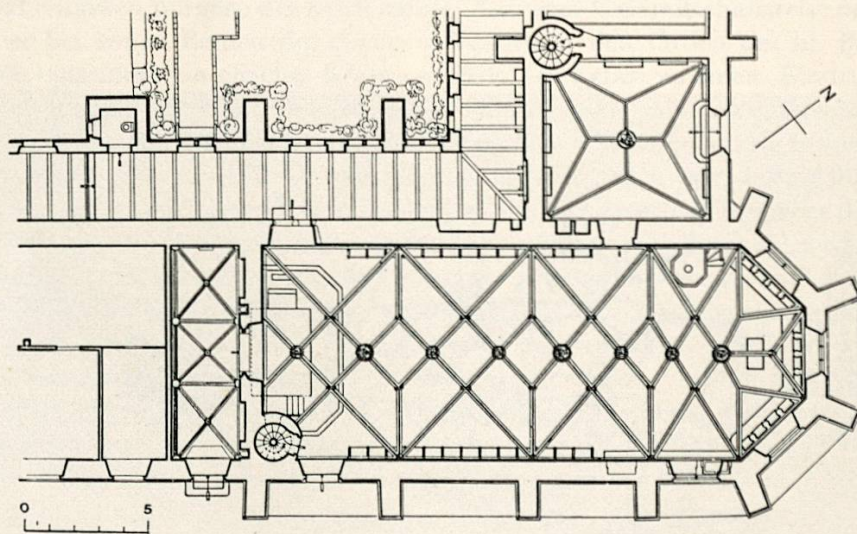
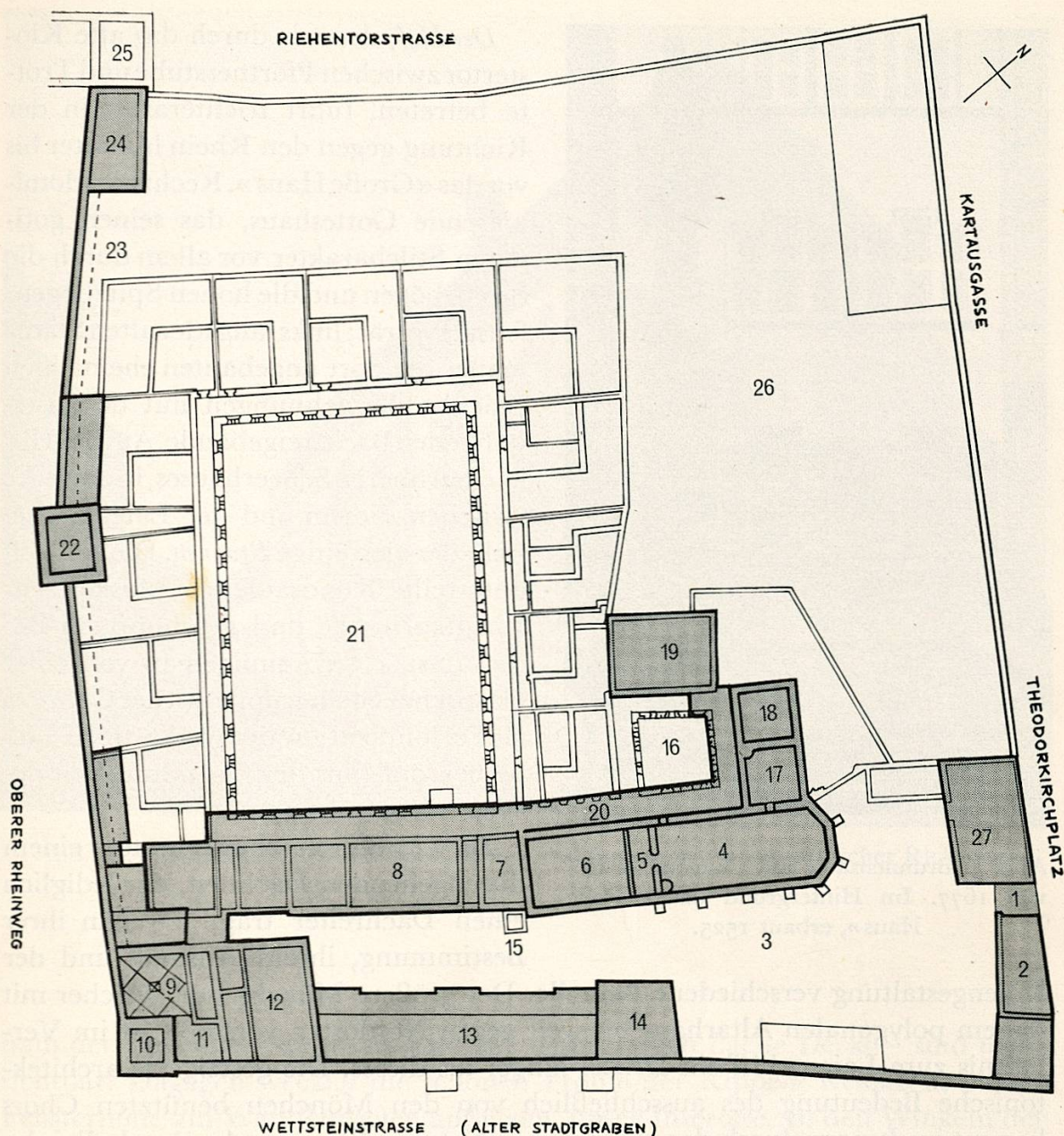


Abb. 3. Grundriß des Chors mit Sakristei und kleinem Kreuzgang. Maßstab 1:400.



■ Erhaltene Bauten

□ Verschwundene Bauten

Abb. 4. Übersichtsplan der ehemaligen und heutigen Klosteranlage. Erhaltene und verschwundene Bauten. Umzeichnung nach einem Plan von Isaac Mentzinger 1775.

1 Eingangstor – 2 Pförtnerstube – 3 Wirtschaftshof – 4 Kirche: Chor – 5 Lettner – 6 Ehemalige Laienkirche – 7 Scheerhaus – 8 Mittlerer Waisenhausflügel – 9 Küche im Erdgeschoß – 10 Eckturm – 11 Zscheckenbürlinzimmer – 12 Ehemaliges «Großes Haus» (Refektorium), heute Verwaltungsgebäude – 13 Ehemaliges «Langes Haus», Wohnräume der Laienbrüder – 14 Ehemalige Bäckerei – 15 Charitas-Brunnen – 16 Kleiner Kreuzgang (Galiläa minor) – 17 Sakristei, darüber Bibliothek – 18 Kapitelstube, darüber Paramentenkammer und Bibliothek – 19 Keller und Fruchtschütte – 20 Verbindungsgang zwischen den beiden Kreuzgängen; Wandgemälde mit der Bruno-Legende – 21 Großer Kreuzgang (Galiläa maior), darum herum die ehemaligen 16 Zellen der Mönche – 22 Mittlerer oder Pulverturm – 23 Wehrgang auf der Stadtmauer – 24 Sogenannte «alte Carthause» – 25 Lessertor – 26 Rebland – 27 Trotte.

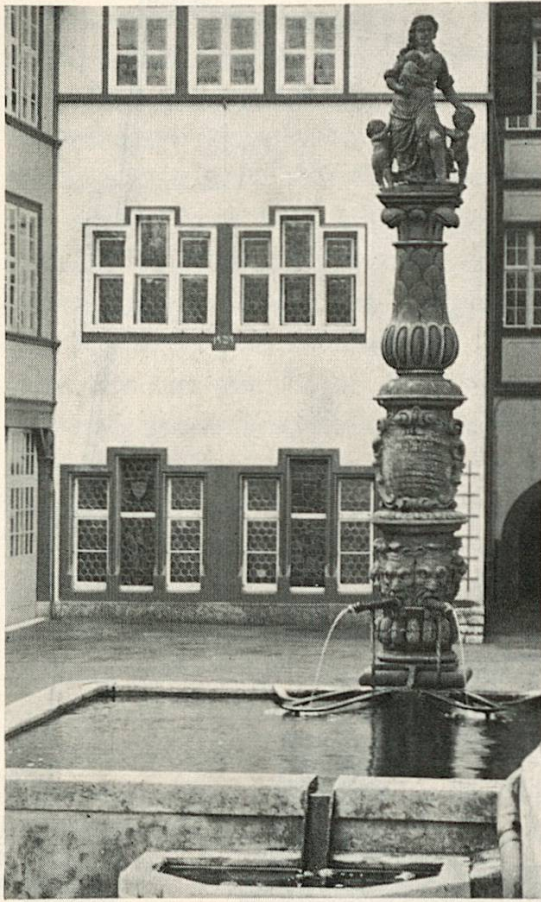


Abb. 5. Brunnensäule mit Charitas im Hof von 1677. Im Hintergrund das «Große Haus», erbaut 1525.

Der Hof, den wir durch das alte Klostertor zwischen Pförtnerstube und Trotte betreten, führt trichterartig in der Richtung gegen den Rhein hinunter bis vor das «Große Haus». Rechts das dominierende Gotteshaus, das seinen gotischen Stilcharakter vor allem durch die Strebebögen und die hohen Spitzbogenfenster verrät; links längs der alten Stadtmauer die dort angebauten ehemaligen Laienbrüderwohnungen mit dem vorstehenden Bäckereigebäude. Auf der Höhe des früheren Scheerhauses, in der Ecke zwischen diesem und der Laienkirche, steht der vierseitige *Brunnen*. Die vielfach unterteilte Rundsäule mit Masken, Inschriftkartusche und geschupptem Barockaufsatz wird sinngemäß von einer plastischen Steingruppe mit der Charitas als Personifikation der werktätigen Liebe bekrönt (aus der Gründungszeit des Waisenhauses 1677).

Die Kirche vereinigt unter einem durchgehenden Dachfirst, der lediglich einen Dachreiter trägt, zwei in ihrer Bestimmung, ihrem Ausmaß und der

Innengestaltung verschiedene Bauteile. Der größere Mönchschor, welcher mit seinem polygonalen Altarhaus bis weit gegen Nordosten vorstößt, ist im Verhältnis zum Laienschiff ein Drittel länger als dieses. Die gesteigerte architektonische Bedeutung des ausschließlich von den Mönchen benützten Chors kommt im Innern durch das eingezogene Netzgewölbe zum Ausdruck. Bei der Errichtung des Gotteshauses (1408 bis 1416) durch JOHANNES VON UNGARN waren Mönchs- und Laienkirche mit flachen Holzdecken versehen und nur durch den Lettnereinbau voneinander getrennt. Erst unter Prior Louber hat REMIGIUS FAESCH 1488 das steinerne Gewölbe im Mönchschor erstellt. Um den Schub der Steinkonstruktion aufzufangen, war er gezwungen, außen Strebe- Pfeiler anzusetzen. Gegen die Westseite, wo ein Turm geplant war, haben die bestehenden Mauern und der Sakristeibau diese Aufgabe erfüllt. Die drei hohen Maßwerkfenster erhellen das Chorhaus, während das Doppelfenster über der Piscina- und Schranknische und ein gleiches neben dem Rundturm beim Eingang von der Ostseite Licht spenden. Ein weiteres Fenster wurde an der Westwand nahe dem Lettner 1929 freigelegt. Die Arkadenmalereien ober-



Abb. 6. Ansicht des Hofes und der Kirche vom Eingang her in südwestlicher Richtung.

halb der Gewölbe – ein Beweis für die ursprünglich flache Decke – sind nicht sichtbar. Dagegen wecken die schönen Profile der Rippen, welche in halber Fensterhöhe auf Wandkonsolen aufsetzen, unser Interesse. In den Winkeln der Rippenkreuzungen sitzen Blattknollen und im Gewölbescheitel sind die drei größeren, mit Laubwerk versehenen Schlußsteine bemerkenswert: Muttergottes im Strahlenkranz, hl. Margaretha mit dem Drachen und Kopf des Salvators, dazwischen kleinere Reliefs mit den Wappen des Stifters Hieronymus Zscheckenbürlin und seiner Mutter Margaretha von Basel (zweimal).

Der Lettner, heute Eingangshalle zur Kirche, stand als architektonische Scheidewand gegen die Laienkirche hin offen und war gleichzeitig Verbindungsglied zwischen ihr und dem Chor. Da er jetzt gegen Süden zugemauert ist hat er viel von seiner Wirkung verloren. Mit drei Rippengewölben überdeckt, wird er von schlanken Arkadenbogen getragen, deren Rippenbündel aus kurzen Wänddiensten herauswachsen. Die drei runden Schlußsteine zeigen kräf-

tig modellierte Blattrosetten, auf denen folgende Wappen angebracht sind: im östlichen Joch «von Wegstetten», in der Mitte «von Hegenheim» und westlich ein unbekanntes Schild mit Sporenrad. Von den vier Nischen sind die zwei vermauerten – einst Durchblicke zum Altarhaus – und asymmetrisch eingesetzten gegen den Lettner zu ausgemalt: die beiden Bilder mit Christus am Kreuz, Maria und Johannes, leider fast erloschen, sind beinahe identisch. Kaum wahrnehmbar auch die darüberliegenden Wandgemälde, vermutlich eine Verkündigung. In den Gewölbekappen, begleitet von Blattranken, Wappenschilde von Burgund und Portugal. Links vom Chorportal, mit seiner ausgesprochen feingliedrigen gotischen Stabornamentik, steht ein würfelförmiger Opferstock aus dem 17. Jahrhundert.

Die Ausstattung der Kirche konzentriert sich in der Hauptsache auf den Mönchschor. Zum bauplastischen Schmuck gehören vor allem die 1929 entdeckten und wiederhergestellten, zum Teil ergänzten Architekturnischen eines *Priestersitzes* und einer *Piscina* im Chorraum. Die letztere zweiteilige diente für die Handwaschung und zur Aufbewahrung der Altargeräte. Die reiche Umrahmung aus rotem Sandstein schließt oben mit einem doppelten Wimperg, der mit Krabben und Kreuzblume besetzt ist und zwischen gleich hohen Fialen



Abb. 7. Votivtafel der Herzogin Isabella von Burgund, Stiftung 1433. Ehemals in der Laienkirche, heute im Hist. Museum, Basel.



Abb. 8. Glasgemälde mit dem Bildnis des Stifters Henman Offenburg, um 1416. Hist. Mus.



Abb. 9. Maria und Verkündigungengel, zwei Wangen-Reliefs des Chorgestühls von 1428.

steht. Hinter dem durchgebrochenen Dreipaßmaßwerk entdeckt man schlanke, polychrome Kreuzgewölbe in miniature mit Rosetten-Schlußsteinchen.

Das Chorgestühl entspricht in seiner schlichten Form der Vorstellung des Bruderordens. Den Längswänden entlang aufgestellt, besteht es aus Tannenholz: drei Gruppen mit volutenartigen Gestühllehnen, flachen Kielbogen an den Rückwänden und einem Brettdach als Bekrönung. Einzig die vier Abschlußwangen sind mit figürlichen Reliefschnitzereien geschmückt. Gegen die Eingangsseite Maria und der Verkündigungengel Gabriel, durch den weichen Schwung der Gewänder spielerisch eingepaßt in das schmale Hochformat (Abb. 9). Die Reliefs gegen das Chorhaupt zu sind den Aposteln Petrus und Paulus vorbehalten. Auftraggeber war Prior Heinrich Kotlo (1428).

Die Totenschilde (Abb. 10 und 11) an den Längswänden über den Chorgestühlen waren ursprünglich oberhalb der Grabstätten der Wappeninhaber im Chorhaupt angebracht. Von den achtzehn hölzernen, farbig gemalten heraldischen Tafeln sind sechzehn erhalten geblieben, alle hochrechteckig bis auf eine runde neben der Sakristeitüre, die dem Junker Schorpp von Freudenberg gehört († 1521). Zwei Reliefs mit dem Wappen des Ludovicus d'Aleman gelten als Gedenktafeln im Zusammenhang mit den Glasgemäldestiftungen des Bischofs von Arles 1438. Die übrigen gleichen sich im Aufbau, jeweils ausgezeichnet durch Insignien der meist während des Konzils verstorbenen Würdenträger, welche in der Kartause begraben wurden.

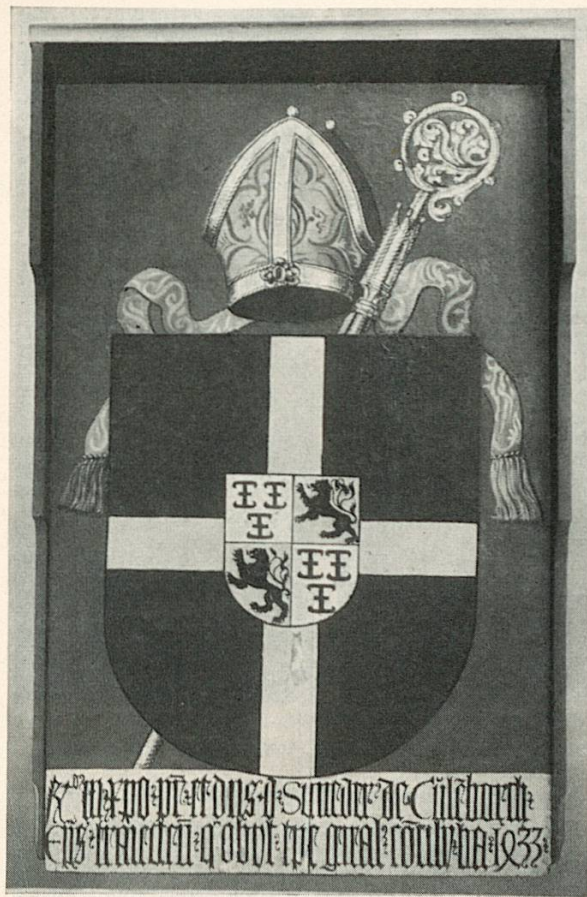


Abb. 10 und 11. Zwei Totenschilde der Bischöfe von Utrecht, Sueder von Culemborg, und von Worcester, Thomas von Polton, im Chor.

Kunstwerke der ehemaligen Ausstattung im Historischen Museum in Basel. Um wenigstens einen Begriff vom ursprünglichen Standort der *Glasgemälde* der Kartause, die heute als Depositum im Museum der Barfüßerkirche aufbewahrt werden, zu gewinnen, sind die sieben figürlichen Scheiben als Kopien in die drei Hauptfenster des Chors eingesetzt worden. Es handelt sich um die spärlichen Reste einer prachtvollen Fensterverglasung aus der Zeit um 1416 im Anschluß an die Vollendung des Kirchenbaus und um einen späteren Scheibenschmuck von 1428. Eine Ausnahme bildet das Glasbild des Stifters Johann Kupfernagel nach 1487. Zum Offenburger Fenster gehören der kniende Stifter Henman Offenburg, die Gestalt des Evangelisten Johannes, die Fragmente der Heiligen Barbara und Dorothea. Alle in einem frohen Kolorit von Lokalfarben, um 1416. Aus dem Kanizsaifenster stammen König Ladislaus der Heilige aus Ungarn und der betende Stifter Johannes III. von Kanizsai, um 1428. Dazu kommen die beiden quadratischen Wappenscheiben der genannten Stifter. Daß so wenig von diesen Kostbarkeiten übrig geblieben ist, geht auf zwei Unwetter von 1449 und 1487 zurück. Die Glasgemäldestiftungen sind übrigens bis

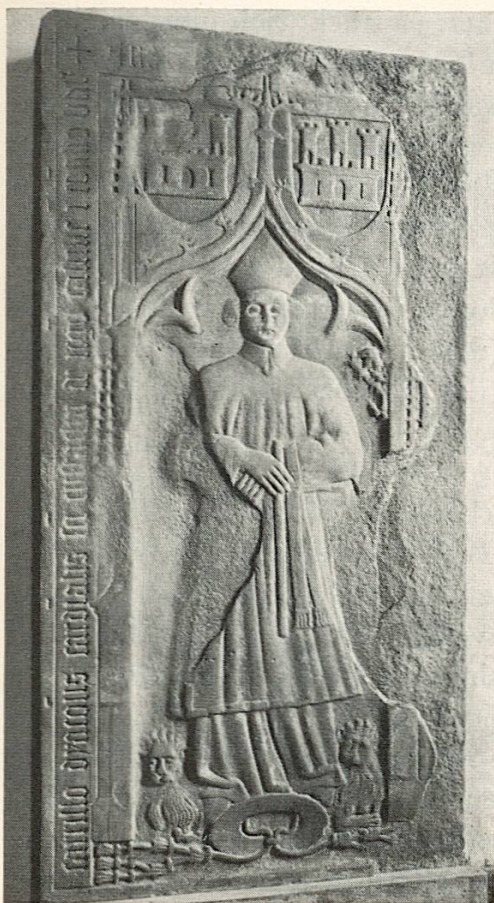


Abb. 12 und 13. Grabplatten des Kardinals Alphons de Curillo († 1434) und des Bischofs von Como, Graf Franz von Bossio († 1434), in der Sakristei.

1675 nie abgebrochen. So wissen wir auch aus einem Verzeichnis, das Wurstisen 1487 anlegte, daß die 41 Fenster des Großen Kreuzganges mit Wappenscheiben ausgeschmückt waren.

Künstlerisch und historisch von großer Bedeutung ist ein Werk, das man 1735 in der Laienkirche nahe dem Lettner fand. Es handelt sich um die *Votivtafel der Isabelle von Burgund*. Diese Bronzeplatte niederländisch-burgundischen Ursprungs enthält oben ein graviertes Bild der Muttergottes mit dem Leichnam Christi im Schoß (Pièta), umgeben von den Familienmitgliedern der Stifterin in verehrender Haltung. Die Inschrift darunter nennt als Stiftungsjahr 1433, doch dürfte die Platte vermutlich erst nach 1446 entstanden sein.

Der Sakristeibau. Ursprünglich nur vom Chor aus zugänglich, steht das dreigeschossige Gebäude im rechten Winkel zur Kirche. Es enthält zu ebener Erde einen im Grundriß quadratischen, hohen Sakristeiraum und im Westen anschließend die Kapitelstube. Darüber lag die Paramentenkammer, durch ein Treppentürmchen erreichbar. Im obersten Stock war in zwei Räumen die

große Bibliothek untergebracht. Der *Sakristeiraum* erstreckt sich über zwei Geschosse und verdient Beachtung. Außer beim Treppentürmchen wachsen die Rippen des Sterngewölbes aus Eckpfeilern, die auf Konsolen ruhen. Sie schwingen fächerartig nach oben und münden in einem Schlußstein mit den Wappen des Stifters der Sakristei, Kardinal von Curillo. Die an den Wänden aufgestellten Grabplatten stammen aus dem Chor und sind teilweise stark abgelaufen. Nur wenige zeigen figürliches Beiwerk mit Umschrift in gotischen Minuskeln, so jene des Kardinals Alphons von Curillo und des Grafen Franz von Bosio, Bischof von Como, beide 1434 gestorben (Abb. 12 und 13). Eine Inschrifttafel an der Ostmauer erwähnt Vergabungen des Bischofs Thomas Polton von Worcester für den Bau einer Sakristanzelle (1437).

Im *Kleinen Kreuzgang* ließ Bonifacius Amerbach im Jahre 1544 Familienepitaphien für die Eltern, Brüder, Gattin und Tochter errichten. Die langrechteckige Wandplatte der Eltern zeigt die Wappen Amerbach, Ortenberg, Fuchs und Zscheckenbürlin an den vier Ecken. Zwei weitere für Bonifacius Amerbach († 1562) und seinen Sohn Basilius († 1591) sind ebenfalls dort zu finden.

Im *Verbindungsgang* zwischen den beiden Kreuzgängen eignete sich die Außenmauer gut für die Ausmalung mit einem monumentalen *Wandgemäldezyklus*. Hier wird das Leben des Ordensgründers Bruno erzählt. Auf einer Fläche von 18 m Länge sind 10 hochformatige Bilder gemalt, die ersten sechs durch fortlaufende Bogen oben miteinander verbunden, während die letzten vier zu je zwei längsformatigen Darstellungen zusammengefaßt sind. Von der alten Substanz der Temperamalereien auf trockenem Verputz ist nichts mehr zu erkennen, vor allem da Kunstmaler Paul Burckhardt 1931 die ruinösen Gemälde vollständig übermalt hat. Wir müssen uns deshalb auf die Beschreibung der Bildinhalte beschränken, wie sie durch Emanuel Büchel 1770 zeichnerisch festgehalten worden sind (Originale im Kupferstichkabinett, Basel).

1. und 2. Bruno erlebt, wie sein frommer Lehrer Raymundus, sich vom Totenlager erhebend, seine Verdammnis beklagt. – 3. Dies wiederholt sich auch am dritten Tag, worauf Bruno beschließt, einen andern Weg zu suchen, um dem Gottesgericht zu entgehen. – 4. Auf der Wanderschaft mit seinen sechs Gesellen rät ihm ein Einsiedler, die Welt zu fliehen und sich in die Einsamkeit zurückzuziehen. – 5. und 6. Bischof Hugo von Grenoble, dem der Besuch der sieben Gottessucher im Traum verheißen worden ist, empfängt Bruno und seine Gefährten und schenkt ihnen die «Cartusia» genannte Wildnis bei Grenoble. – 7. Abschied von Bischof Hugo. – 8., 9. und 10. Mit dem Bau der Grande Chartreuse, der Übergabe der Schenkungsurkunde und der Ansicht der vollendeten Klosteranlage schließt der unten von einem Text begleitete Zyklus. Da auch andere Kartäuserklöster Monumentalgemälde mit dem Leben des Ordensheiligen besaßen, ist anzunehmen, daß der Basler Zyklus

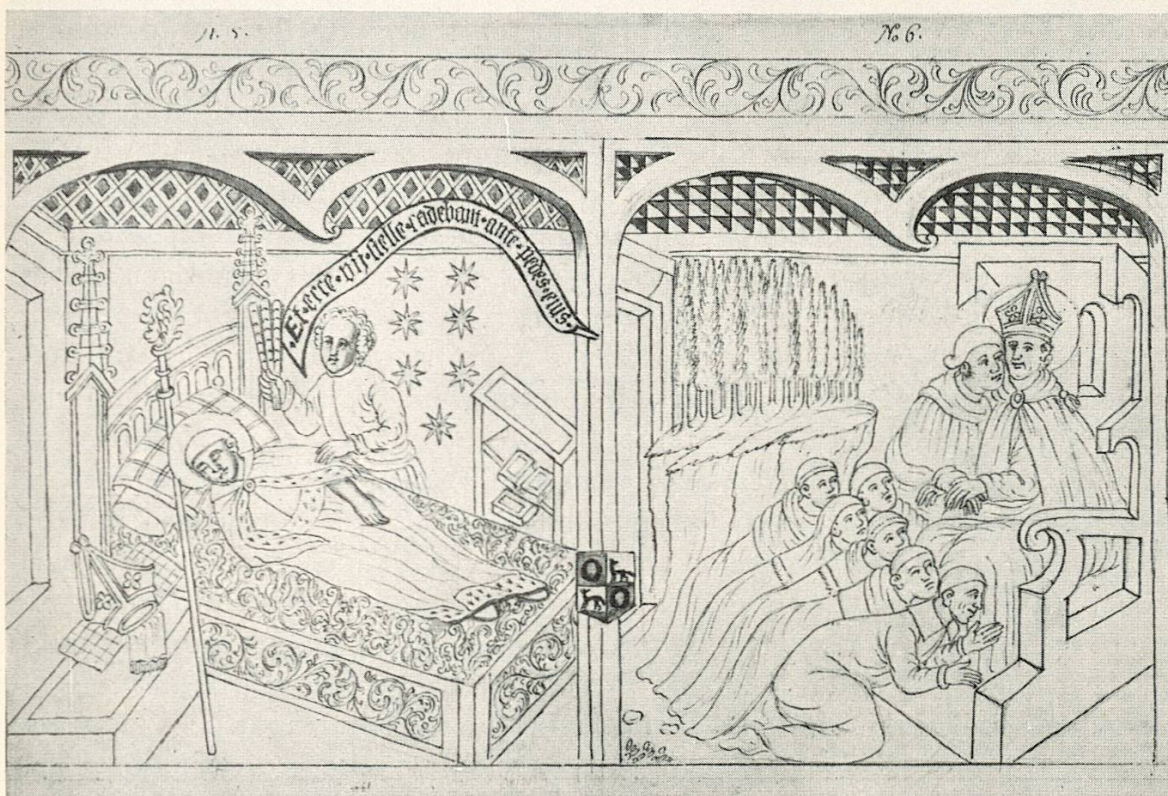


Abb. 14. Wandgemäldezyklus mit Szenen von der Gründung der Grande Chartreuse durch den hl. Bruno, um 1440 entstanden. Zeichnung von Emanuel Büchel im Kupferstichkabinett Basel.

auf einer alten Bildtradition fußt. Drei Wappen von Konzilspersonlichkeiten (Andrea de Penegallis, Guicciardini, Rudolf Wülflinger von Wettingen) und die Weihe des Kreuzganges ermöglichen eine Datierung um 1440.

Die übrigen Klostergebäude. In der Fortsetzung der Kirche gegen Süden und in Verbindung mit dem ehemaligen *Laienschiff*, das heute in vier Geschoße unterteilt ist, schließt der mittlere Flügel des heutigen Waisenhauses an. Außer den Umfassungsmauern, einigen Fenstern, Tor- und Türgewänden blieb wenig vom alten Bestand übrig. Zur einstigen Margarethenkapelle gehörte wohl ein dreiteiliges Fenster im Erdgeschoß aus dem Ende des 13. Jahrhunderts. Umrahmung 1519.

Das «*Große Haus*» entspricht im rechteckigen Grundriß dem Kernbau des alten Bischofshofes, welcher den Eckturm umschließt. Zu unterscheiden sind der ältere Bau im Süden, 1499 erneuert, und das Gebäude gegen den Hof mit dem Refektorium, 1525 vollendet (heute Verwaltungsgebäude des Waisenhauses). Im Erdgeschoß liegt, dem Rhein zugewendet, die heute noch benützte große Küche: ein nahezu quadratischer Raum mit vier rippenlosen Kreuzgewölben. Diese werden in der Mitte von einer achtseitigen Steinsäule getragen

(1508). Eine Wendelstiege führt in den oberen Flur, wo wiederum die Türen mit Hausteingewänden auffallen. Neben dem Eckturm, gegen den Graben zu gelegen, wird der Besucher jenen Prunkraum vorfinden, der als *Zscheckenbürlin-Zimmer* bekannt ist, und für hohe Gäste bestimmt war (Abb. 17). Über trapezförmigem Grundriß ist die spätmittelalterliche Stube vollständig mit Holz ausgekleidet. Ein spätgotischer Wohnraum, wie er in solcher Einheit selten ist; gleichzeitig ein Beispiel für den festlichen Lebensstil des damaligen Priors. Das Täfer aus Tannenholz, jeweils oben durch zwei Korbbogen abgeschlossen, geht in ein flaches Sternengewölbe über, dessen Ornament sich auch im Fußboden wiederholt. Die acht Spitzen des Sternengewölbes mit den feinprofilierten Stäben münden in den Ecken und in der Mitte der Wände. Im Zentrum das Medaillon des segnenden Heilands über den Wolken im Strahlenkranz. An den zunächst liegenden Kreuzungspunkten kleinere Reliefmedaillons mit den vier Kirchenvätern (Abb. 15 und 16) und den vier Evangelisten. Weiter gegen außen an den Schnittstellen der Rippen acht Medaillons mit Halbfiguren der Engel, die Leidenswerkzeuge halten. Die Rippenanfänge über den drei Wandpfeilern und der Fenstersäule sind mit den Wappen der vier Stifterfamilien versehen: von Brunn (Fenster), Zscheckenbürlin (gegenüber), Fuchs (über der Ofennische) und Oberried (gegenüber). Zwei gekuppelte je dreiteilige Staffelfenster erhellen den Raum, zwischen denen der spiralförmige Mittelpfeiler steht. Außer dem schmucken Wandschränkchen an der Südseite müssen wir uns den Raum mit zwei spätgotischen Prunkbetten vorstellen, deren Bett Himmel die Form der gewölbten Decke übernimmt. Eines davon befindet sich heute im Historischen Museum, Basel. Als Bildschnitzer des 1509 entstandenen Zimmers wird HANS SCHICKLIN aus Teufen vermutet. Von den sechs Glasgemälden mit Passionsdarstellungen gehen der Einzug in Jerusalem, das Abend-



Abb. 15 und 16. Medaillons vom hölzernen Sternengewölbe im Zscheckenbürlin-Zimmer in der Kartause. Die Kirchenväter Augustinus und Gregorius. 1509.

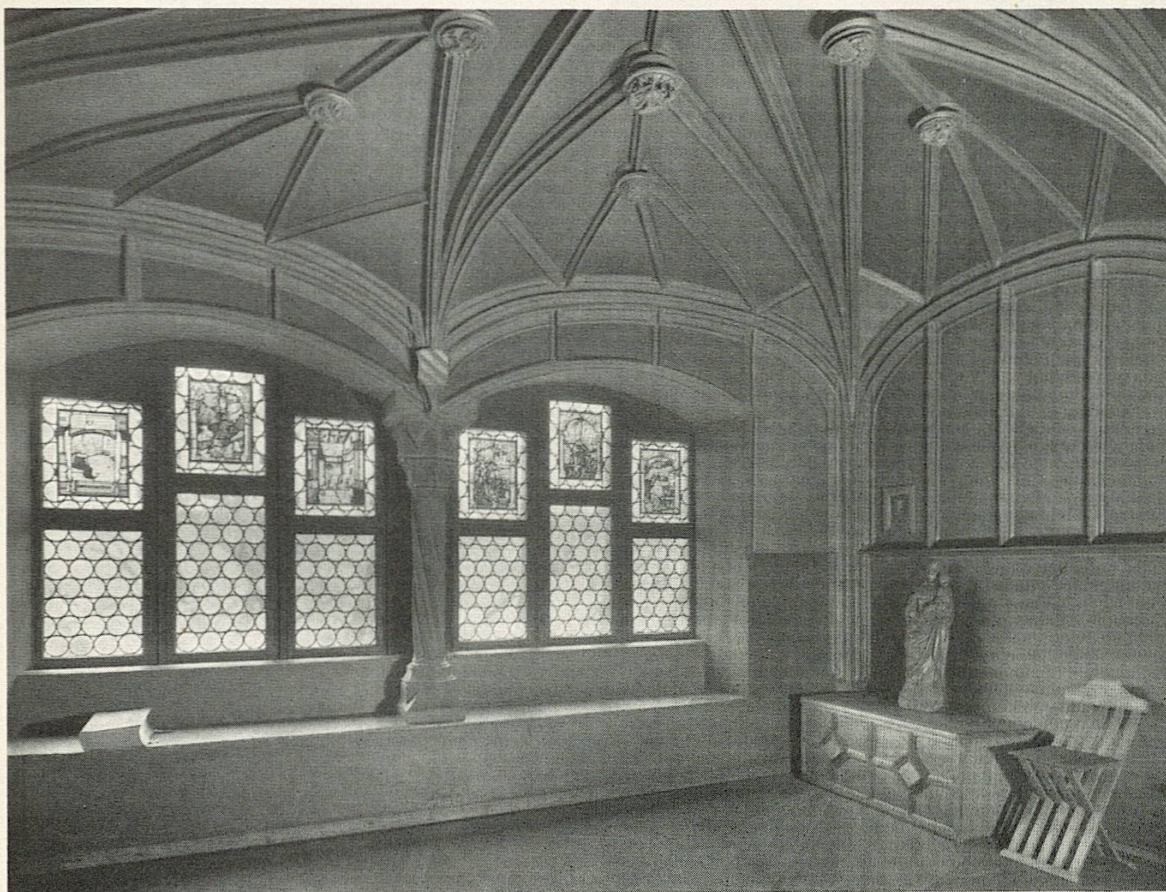


Abb. 17. Zscheckenbürlin-Zimmer von 1509 im «Großen Haus».

mahl, der Ölberg und die Gefangennahme Christi auf Entwürfe von URS GRAF zurück, der 1506 einen Scheibenzyklus für das Scheerhaus in Auftrag erhielt und als Geselle des Glasmalers HANK HEINRICH WOLLEB in Basel tätig war. Die zwei derberen Glasbilder stammen von 1555. *Ernst Murbach*

Literatur: D. A. FECHTER. Das Waisenhaus in Basel, Denkschrift Basel 1871. – R. WACKER-NAGEL. Geschichte der Stadt Basel, Basel 1916. – J. SCHWEIZER. Aus der Geschichte der Basler Kartause. 113. Neujahrsblatt der Ges. zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen, Basel 1935. – C. H. BAER. Die Kunstdenkmäler des Kantons Basel-Stadt, Band III, Basel 1941 (mit Literaturverzeichnis und einem Beitrag von R. RIGGENBACH über «Die Wandmalerei der Kartause»). – ELLEN J. BEER. Die Glasmalereien der Schweiz aus dem 14. und 15. Jahrhundert. Corpus Vitrearum Medii Aevi. Schweiz III, Basel 1965.

Photos: Historisches Museum, Basel: Titelbild, Abb. 7, 8. – Kunstdenkmäler-Inventarisierung und kantonale Denkmalpflege, Basel, Abb. 9, 10, 11, 12, 13, 14. – H. R. Clerc, Basel, Abb. 5, 6, 17, 18 (Titelbild Rückseite).

Pläne: Abb. 3 aus Kdm. Basel-Stadt III; Abb. 4 Zeichnung von Ernst Murbach, Basel.

Rückseite Abb. 18. Chor der Kartause, Innenansicht. Erbaut 1408 bis 1416, Einwölbung 1488.

SCHWEIZERISCHE KUNSTFÜHRER

Herausgegeben von der Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte



KARTAUSE

Das Bürgerliche Waisenhaus in Basel

August 1969